

# UNGARN

V. JAHRGANG 1944

JANUARHEFT

*RUDOLF RUISZ :*  
URSPRUNG DER UNGARISCHEN STÄDTE

*FRIEDRICH LÄM :*  
MARTIN GREIF UND UNGARN

*STEFAN ARATÓ :*  
UNGARISCHE MUSIK IN DER EUROPÄISCHEN  
MUSIKGESCHICHTE

*ALEXANDER BAUMGARTEN :*  
EIN VORLÄUFER DER ZEITSCHRIFT »UNGARN«  
AUS DER BIEDERMEIERZEIT

*JOSEF NYIRŐ :*  
DER CHRISTUSSCHNITZER (ERZÄHLUNG)

*ALEXANDER MÁRAI :*  
BLEIGIessen (SKIZZE)

*SIGMUND MÓRICZ :*  
GELBSUCHT (ERZÄHLUNG)

\*

GEDICHTE VON M. BABITS, GY. JUHÁSZ, A. JÓZSEF UND  
A. WEÖRES

\*

FEIERLICHE KONSTITUIERUNG DER ORTSGRUPPE DER  
UNGARISCH-DEUTSCHEN GESELLSCHAFT IN KOLOZSVÁR

\*

BÜCHERSCHAU

VERLAG DANUBIA

BUDAPEST \* LEIPZIG \* MILANO

# UNGARN

MONATSCHRIFT

FÜR DEUTSCH-UNGARISCHEN KULTURAUUSTAUSCH  
DER UNGARISCH-DEUTSCHEN GESELLSCHAFT IN BUDAPEST

Erscheint am 1. jedes Monats

Hauptschriftleiter : Prof. Dr. *BÉLA PUKÁNSZKY*

Schriftleitung und Verwaltung : Budapest, V., Arany János-utca 1. Fernruf : 122-261

Mitteilungen und Beiträge sind an die Schriftleitung zu richten

Sprechstunden : Donnerstag bis Sonnabend Vormittag 9-13.

Preis des Jahrganges : P 16. Einzelheft : P 1.50

Einzahlung der Bezugspreise in Ungarn auf Postscheckkonto Nr. 5025

Verlag : DANUBIA, Budapest, IV., Apponyi-tér 1.

Auslieferung : F. VOLCKMAR, Leipzig, Hospitalstraße 10.

Die Zeitschrift kann in Deutschland, Belgien, Dänemark, Finnland,  
Holland, Italien, Rumänien, Schweiz und Vatikanstadt in jedem  
Postamt bestellt, bezahlt und durch jedes Postamt direkt  
bezogen werden

Die Zahlung des Abonnements kann auch durch die Dresdner Bank,  
Berlin, Ausl. Ink. Konto Nr. 784—212/67. erfolgen.

---

## UNGARISCH-DEUTSCHE GESELLSCHAFT IN BUDAPEST

PRÄSIDENT :

*ANDREAS von TASNÁDI NAGY*, kön. ung. Justizminister a. D.,  
kön. ung. Geheimer Rat, Präsident des ungarischen Abgeordnetenhauses

MITPRÄSIDENTEN :

*KOLOMAN von SZILY*, kön. ung. Geheimer Rat, Staatssekretär a. D.,

*STEFAN von FAY*, kön. ung. Geheimer Rat, Staatssekretär,

*BARON BERTHOLD FEILITZSCH*, kön. ung. Geheimer Rat, Obergespan a. D.,

*ALOIS KOVÁCS*, Staatssekretär a. D.,

*JOSEF STOLPA*, Staatssekretär,

*GYULA von DARÁNYI*, Universitätsprofessor

GENERALSEKRETÄR :

Prof. Dr. *ALEXANDER von KIBÉDI VARGA*, kön. ung. Oberregierungsrat

RECHTSANWALT :

*LUDWIG von HUSZOVSKY*, Reichstagsabgeordneter

KLUBDIREKTOR :

*KOLOMAN von KONKOLY THEGE*, Reichstagsabgeordneter

SCHATZMEISTER :

*KARL SZANDER*, Direktor des Rechnungsamtes im Reichstag

# URSPRUNG DER UNGARISCHEN STÄDTE

VON RUDOLF RUISZ

Die auf ein neues Europa gerichteten Bestrebungen haben das Interesse für das Donaubecken in einem längst erwünschten und gebotenen Umfang gesteigert. Seitdem es Ungarn an der oberen Donau nicht mit einem mißgünstigen Konkurrenten zu tun hat, sondern sich auch an der Weiterleitung der ostwärts gerichteten wirtschaftlichen Bestrebungen beteiligen kann, ist dieses Interesse umso erfreulicher, als es uns endlich zur Hoffnung berechtigt, mit dem richtigen Maßstab gemessen und in die Arbeit zum gemeinsamen Wohl aller hier lebenden Völker eingliedert zu werden.

Das Interesse für die ungarischen Städte mag insbesondere durch den Umstand erhöht werden, daß diese dem Westen nur bis zu einem geringen Grade bekannt und die Ansichten über sie vielfach irrig, namentlich aber die Gründe, die den eigenartigen ungarischen Städtecharakter hervorgerufen und festgehalten haben, nur unzulänglich geklärt sind. Die besondere Note der ungarischen Städte aber läßt sich unzweifelhaft vor allem auf geschichtliche Tatsachen zurückführen.

Die ersten Ansätze der ungarischen Städte sind in den römischen Siedlungen zu finden, die bisher bereits in großer Anzahl erschlossen werden konnten. Die Römer riefen nicht nur in Transdanubien, sondern auch in Nordungarn und in Siebenbürgen eine Reihe von Städten ins Leben, nachdem sie den ungewöhnlichen Reichtum des ungarischen Beckens an Bodenschätzen erkannt und zu deren Ausbeute mehr oder weniger bedeutende Siedlungen angelegt hatten. Nun aber gingen diese römischen Siedlungen im Sturm der Völkerwanderung zu Beginn des Mittelalters restlos unter, so daß die ersten Niederlassungen der hier ansässig gewordenen Ungarn als neue Siedlungen gelten können. Die Ungarn waren gewissermaßen die letzten Nachzügler der Völkerwanderung, da nach ihnen kein neues Volk mehr in Europa erschien, das einen längeren Zeitabschnitt seiner Geschichte hier verbracht hätte.

Dieser Umstand bestimmte die Entwicklung unserer Städte gleich in zwei Richtungen. Einmal konnten die Städte des Abendlandes den ungarischen als Vorbilder dienen, dann aber wirkten die später anprallenden Wellen vielfach störend auf den Entwicklungsgang der Städte ein, und machten ihren einheitlichen Aufstieg fast unmöglich.

Die Entwicklung der ungarischen Städte im Mittelalter ging unter ganz anderen Voraussetzungen vor sich, als sie im Westen Europas gegeben waren. Während die Städte Westeuropas bereits im 16. Jahrhundert die alleinigen Mittelpunkte der Bildung und des Wirtschaftslebens werden konnten, hatten die ungarischen Städte um diese Zeit noch eine bedeutende Abwehraufgabe im Kampf gegen die durchziehenden asiatischen Völkerschaften zu erfüllen. Dieser Kampf wirkte auf die Entwicklung der Städte auch darum lähmend, weil er der natürlichen Zunahme des Ungar-

tums außerordentlich abträglich war und die Ausbildung der Voraussetzungen verhinderte, die von wirtschaftlichem Standpunkt aus die Zusammenballung der Bevölkerung an einer Stelle fördern und steigern. Vielmehr stellte sich als Ergebnis der Kämpfe gegen die Osmanen ein Menschenmangel von solchem Umfang ein, daß in den Städten anstelle der bodenständigen ungarischen Bevölkerung die Ansiedlung von Fremden notwendig wurde, die den Aufstieg der betreffenden Städte beschleunigten, auf eine Zeit aber ihre ursprüngliche ungarische Eigenart trübten.

Die ungarische Städteform bildete sich während der Regierungszeit des ersten christlichen Königs von Ungarn aus. Stefan der Heilige (996—1038) machte das nomadisierende Ungarnvolk ansässig und legte den Grund zu den ersten ungarischen Städten. Die Städtegründung ging gleichzeitig und Hand in Hand mit der Ausbreitung des Christentums vorstatten, so daß sämtliche ungarische Städte zur Zeit Stefans des Heiligen zugleich Bischofssitze sind. Der große König gründete in Esztergom (Gran), Székesfehérvár (Stuhlweißenburg), Pécs (Fünfkirchen) Győr (Raab), Vác (Waizen) und Eger (Erlau) Bistümer und Städte zugleich, aber noch im selben Jahrhundert erfolgte auch die Gründung der Bistümer von Nagyvárad (Großwardein), Gyulafehérvár (Karlsburg), Zagreb (Agram) und Nyitra (Neutra), was gleichfalls den Ausbau der bezeichneten Städte bedeutete.

Es ist kein Zufall, daß die ungarischen Bischofssitze und die in Verbindung mit ihnen erbauten Städte ursprünglich römische Siedlungen waren. Bezeichnend für das großzügige politische Denken des ersten Königs von Ungarn ist, daß er die Bischofssitze an Orten gründete, die zugleich die Entwicklung von Städten wirksam förderten. So wurden die ersten ungarischen Städte die vorzüglichsten Siedlungsstätten, wo die Städtebildung in schnellstem Tempo stattfinden konnte. Die ungarischen Städte des Mittelalters entstanden an den wichtigsten Übersetzungsstellen der Donau oder an anderen verkehrsgeographischen Knotenpunkten, wo sämtliche günstigen Voraussetzungen ihres Aufstiegs gegeben waren.

Die Planmäßigkeit dieser Städtegründungen wird durch nichts klarer bezeugt, als durch die Wahl der Stätte für die Hauptstadt. Durch die ganze ungarische Geschichte zieht das Streben, den Hauptort des Landes unter den Städten Esztergom (Gran), Székesfehérvár (Stuhlweißenburg) und Buda (Ofen) zu finden. Schon Stefan der Heilige unternahm in dieser Hinsicht die ersten Schritte, indem er seinen Sitz nach Esztergom verlegte, Székesfehérvár für seinen Bestattungsort bestimmte, zugleich aber auch Buda sowohl in der Regierung als in der Wirtschaft eine große Bedeutung einräumte. Die Tatsache, daß aus dem Wettbewerb der drei Städte schließlich Buda als Sieger hervorging, kann durchaus nicht überraschen, da diese Stadt in der Tat zu jeder Zeit über die meisten natürlichen und wirtschaftlichen Vorteile verfügte und am ehesten berechtigt war, Mittelpunkt nicht nur des Landes, sondern auch des ganzen Donautales zu werden.

Indessen wurde die Entwicklung der ungarischen Städte im Mittelalter durch das Zusammenwirken ungewöhnlich zahlreicher schwerwiegender Umstände gehemmt. Wir haben verlässliche Belege dafür, daß unsere Städte Monumentalgebäude auf der Höhe der Zeit besaßen, die sich ruhig den zeitgenössischen Bauten jeder historischen Stadt Westeuropas an die Seite stellen lassen. Ihre spärlichen Überreste sind überzeugende Beweise,

sorgsam aufbewahrte historische Denkmäler, aber nur kümmerliche Überbleibsel der Zeit, in der die ungarischen Städte den gleichen Rang mit den Großstädten des Westens einnahmen. Immer wieder stürmte der Osten durch das Donautal und verwüstete alles, was an Wert, sei es von Menschenleben, sei es von Kunstschöpfungen menschlicher Hände vorhanden war. Schlagen wir die Geschichte einer beliebigen ungarischen Stadt auf, so begegnen wir überall Abschnitten mit Schilderungen des Tatareneinfalls, später der osmanischen Verheerung, wobei aber diese Städte zum Überfluß auch noch von Elementarplagen heimgesucht wurden und auch unter der Verständnislosigkeit der für historische Denkmäler wenig empfänglichen Nachwelt zu leiden hatten.

Somit ist die geschichtliche Vergangenheit der ungarischen Städte mehr nur ein Andenken, dessen kostbare Bruchstücke die ungarische Städtforschung mit freudiger Begeisterung zutage fördert, um sich mit Recht einer eigenartigen Straßenansicht, eines Gebäuderestes, einer Eigenart im Grundriß oder eines kühnen zeitgenössischen Entwurfs zu rühmen. Dagegen kommt den ungarischen Städten in der Gegenwart eine besondere, überaus bedeutsame Stellung zu, da ja große Massen der Bevölkerung in den Städten wohnen, deren wirtschaftlicher Wert sehr hoch anzuschlagen ist und deren Stellung in dem entstehenden neuen Europa ihren Wert und ihre Bedeutung noch mehr erhöhen wird.

Die ungarischen Städte gliedern sich in mehrere Typen. Ein Teil entwickelte sich in allem nach westeuropäischem Vorbild, während ein anderer eigenartig ungarisch ist, mit überwiegend ackerbautreibender Bevölkerung, die aber die Siedlung nicht hinderte, wirklich städtische Formen anzunehmen. Diese Stadtform kann ihre Vergangenheit gleichfalls auf die eigentümliche historische Entwicklung zurückführen, die darum von besonderem Interesse ist, weil sich zur Weiterentwicklung dieses Typs gerade heute die besten Möglichkeiten bieten.

Wie schon erwähnt, waren die ungarischen Städte zu einer Zeit, als die Städte Westeuropas sich zu wichtigen Mittelpunkten der Wirtschaft und Bildung entwickeln konnten, mehr als die heutigen Städte vor allem zur Verteidigung und Abwehr bestimmt. In Ungarn rief die lange Osmanenherrschaft ganz eigenartige Wirtschaftsformen ins Leben, die in der Typenwahl der Siedlungen deutlich zum Ausdruck kommen.

Das Ungartum hatte seinen nomadisierenden Charakter bis zum Einfall der Osmanen bewahrt, wenn auch in engerem und beschränkterem Sinne als zuvor. Die Wirtschaftsbedingungen des Mittelalters stellten an das Ungartum auch keine anderen Forderungen, und so war die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung die Viehzucht, gemischt mit einem Ackerbau auf niederem Stande. Zur Zeit des Osmaneneinfalls verschwanden die kleineren Siedlungen mit einem Schlage, da sich ihre Bevölkerung Schutz suchend, mit ihrem Vieh in die erstbeste wehrhafte Stadtsiedlung zurückzog. In den Kampfpausen konnte dann das Vieh wieder aus der Stadt getrieben werden, und bei Gefahr war es mit nur unbedeutendem Schaden verbunden, wenn man dringend wieder in den inneren, geschützten Knotenpunkt einziehen mußte. Diese Ordnung sagte dem ungarischen Charakter zu, der seine nomadisierenden Züge nur zum Teil eingebüßt hatte, doch entsprach sie auch der Kampfmethod der damaligen Zeiten,

da in den Kriegseignissen oft Pausen eintraten, in denen der Weidegang glatt vor sich gehen konnte.

Dieser besondere Umstand führte dazu, daß die kleinen Siedlungen in der großen ungarischen Tiefebene eingingen und nur die verstreut angelegten Niederlassungen mit großer Seelenzahl, aber dörflichem Charakter bestehen blieben. Die ständige Kriegsführung lichtete auch die Reihen der Bevölkerung erheblich, zur Entstehung neuer Siedlungen aber lag kein zwingender Grund vor: die geschützten und geschlossenen Stadtsiedlungen blieben erhalten, während neue Gemeinden nicht entstanden. Der Rückgang der Bevölkerungszahl nahm in einzelnen Gebieten geradezu katastrophale Dimensionen an, so daß die Ausfüllung der Lücken an manchen Orten nur durch die Ansiedlung von Fremden möglich war. An diesen Stellen findet man heute mehrere Gemeinden mit einer größeren oder geringeren Zahl von Einwohnern, während sich anderswo in der Tiefebene Gemeinden mit ausgedehnten Feldern, Dörfer mit großer Seelenzahl und die eigenartig ungarischen Städte bildeten.

Die Tiefebene war im wesentlichen das Gebiet, das längere Zeit von den Osmanen beherrscht wurde. Schon Transdanubien zeigt in der Verteilung der Siedlungen ganz andere Verhältnisse. Hier finden wir Siedlungen mit geringerer Einwohnerzahl, aber dichter verteilt. Von der 2,803.698 betragenden Bevölkerung Transdanubiens lebten 473.054 in Städten, also 16,9 v. H. der Bevölkerung. Dagegen sind von den 5,281.631 Einwohnern der Tiefebene 2,758.814 Stadtbewohner, also nicht weniger als 52,2 v. H. der Bevölkerung. Die nicht ganz eine halbe Million betragenden Stadtbewohner Transdanubiens waren in 15 Städten verteilt, so daß hier auf je eine Stadt im Durchschnitt 32.000 Einwohner entfielen, während sich die annähernde Durchschnittszahl der Bevölkerung in den Städten der Tiefebene auf 69.000, und selbst bei Abrechnung Budapests auf 42.000 belief.

Diese Angaben dürften genügen, um die Verschiedenheit der ungarischen Städtetypen darzulegen und eine Vorstellung davon zu geben, welcher Mannigfaltigkeit von Städten wir in Ungarn begegnen werden.

In Ungarn erfüllen nicht alle Städte ohne Ausnahme die Funktionen, die Städte im allgemeinen zu erfüllen pflegen. Städte sind Siedlungsstätten von Menschen auf einer höheren wirtschaftlichen oder kulturellen Stufe. Sie sind Knotenpunkte des Handels, des Verkehrs, der Industrie, des Schulwesens u. a. m. einzelner Gebiete, es sei denn, daß das Vorhandensein bestimmter Rohstoffe für Industrie und Bergbau an bestimmten Orten größere Siedlungen entstehen läßt.

Unter den ungarischen Städten aber finden sich manche, die nicht über diese Eigenschaften verfügen. Sie haben auch keine eigenartige Lokalindustrie, sind keine gewerblichen Mittelpunkte ihrer Umgebung, auch keine besonderen Verkehrsknotenpunkte, nur kleinere Verwaltungssitze und Schulstädte. Immerhin handelt es sich um wirkliche Städte, nicht nur im Sinne der Verwaltung — in vielen Fällen sind diese Städte gerade nur von diesem Standpunkt aus keine richtigen Städte, — sondern eben weil sie über die Kräfte verfügen, die für Städte kennzeichnend sind. Sie haben ein städtisches Gepräge, eine höhere Anzahl von Einwohnern und sind Mittelpunkte eines weit ausgedehnten Gebietes.

Dieser eigenartige ungarische Städtetyp ist ein wesentliches Kennzeichen der ungarischen Tiefebene. Er geht ganz in dem grenzenlosen Flachland auf, das diesem Gebiet sein Gepräge gibt. Aus der Ferne kündigt gewöhnlich nur ein Kirchturm an, daß wir uns einer bewohnten Siedlung nähern, oder wir erfahren es auch nur aus dem Dichterwerden des Straßennetzes. Die Stadt liegt flach, stockhohe Häuser sind nur selten zu sehen, die Straßen sind breit, an die Häuser lehnen sich große, für den Ackerbaubetrieb kennzeichnende Höfe an. Äußere Merkmale des städtischen Charakters sind die gepflasterten Straßen, einige öffentliche Gebäude und eine gewisse Bauordnung. Wo auch der Handel einen größeren Aufschwung genommen hat, stehen wir einer wichtigeren Siedlung gegenüber, doch bewahrt die Stadt auch trotz einer ziemlich hohen Entwicklungsstufe des Handels ihren eigenartigen landwirtschaftlichen Charakter.

Den Fremden dürften diese Bestimmungen des städtischen Charakters wahrscheinlich viel zu wortkarg und lückenhaft anmuten. Nur der Stadtbewohner selbst vermag trotz allem zu fühlen und zu erfassen, daß er einer Gemeinschaft höheren Ranges angehört. Dies hat seinen Grund in der eigentümlichen Lebensweise des Bürgertums dieser Städte. Namentlich sind auch die weit ausgedehnten äußeren Gemarkungen dieser Siedlungen bewohnt, wenn auch in verschiedenen Jahreszeiten in verschiedenem Masse. In der Siedlung mit ausgedehnter Feldmark gibt es dichtgesät kleinere Siedlungsflecke, wo die in der Landwirtschaft tätige städtische Bevölkerung in der Arbeitszeit lebt. Mit dem Beginn der Feldarbeiten verlegt der ungarische Stadtbewohner seinen Wohnsitz aus seinem im Weichbild der Stadt gelegenen ständigen Haus in ein Wohnhaus in der Nähe des zu bearbeitenden Grundstücks. Hier verbringt er den Sommer, die Jahreszeit der landwirtschaftlichen Arbeit; sodann übersiedelt er wieder in die Stadt, und nur die unbedingt notwendige Anzahl von Knechten bleibt draußen. In der Arbeitszeit kommt er in die Stadt nur, um seine Produkte zu verwerten, da die Stadt zugleich der Knotenpunkt der primitiven Form des Handels, der Markt ist. Doch besucht der in der Feldmark wohnende Bürger die Stadt auch in Verwaltungsangelegenheiten sowie wenn er seine Bildungsbedürfnisse zu befriedigen sucht.

In den ungarischen Städten mit ausgedehnter Gemarkung vollzog sich eine der City parallel laufende, aber doch auch entgegengesetzte Erscheinungen zeigende Entwicklung. Der innere Stadtkern ist von absorbierender Wirkung, doch nicht durch die Arbeit. Im Gegenteil: die Arbeit geht draußen in der Feldmark vor sich, in den äußeren Stadtgebieten, zuweilen auch innerhalb der Grenzen einer anderen Gemeinde. Sobald es aber auf Unterhaltung, Verwertung, die Kulturbedürfnisse, die Verwaltung und das politische Leben ankommt, setzt die Anziehungskraft der Stadt auf die Massen ein, u. zw. nicht nur auf kürzere Zeit, sondern in einem Ausmaß, daß diese auch ihre ständigen Wohnsitze hier aufbauen. Bei den im Ackerbau tätigen ungarischen Massen steht der wirtschaftliche und kulturelle Stand des Stadtbewohners hoch über dem der auf dem flachen Land ansässigen landwirtschaftlichen Bevölkerung. Somit ist die Stadt in der Lage, ihrem Bürgertum selbst dann Vorteile zu bieten, wenn sie ihr keinen Wechsel der Erwerbstätigkeit aufzuzwingen vermag.

In der ungarischen Städtegeschichte der neuesten Zeit finden wir mancherlei Versuche, die bestrebt sind, das Antlitz dieser eigenartig ungarischen Städte zu ändern. Nach liberal-kapitalistischer Auffassung war diese Siedlungsform eben nicht erwünscht. Man berechnete aufs genaueste die Verwaltungskosten, die in diesen Städten allerdings höher ausfallen, als in denen mit eng aneinandergebauten Häuserreihen. Doch übersah man hierbei die Vorteile, die diesen Städten auf der anderen Seite erwachsen. An erster Stelle ist darunter die völlige Freiheit von den Nachteilen zu erwähnen, die den gedrängt zusammengebauten Städten anhaften und die von demographischem, sozialem und sittlichem Standpunkt aus nicht einzeln angeführt zu werden brauchen. Die Bevölkerungszunahme in den ungarischen Städten mit ausgedehnter Feldmark ist ungleich kräftiger als in den Industriestädten. Heute sind selbst schon die großen Industriestädte aus mancherlei Gründen bestrebt, sich in der Landschaft aufzulösen, für uns ein Anlaß mehr, der Entwicklung dort nicht entgegenzuwirken, wo sich die Städte bereits ursprünglich so entwickelt haben.

Allerdings folgt aus unseren bisherigen Ausführungen keineswegs, daß sämtliche ungarischen Städte diese kennzeichnende Eigenart aufzuweisen haben. Unter den ungarischen Städten gibt es viele, die es auch mit den Großstädten des Westens aufnehmen können. Freilich handelt es sich hierbei um vorwiegend industrielle Knotenpunkte, einzelne Mittelpunkte des Handels, Sitze von Verwaltungsorganen oder Schulstädte. Verhältnismäßig gering ist in Ungarn die Zahl der Städte, die ihr Entstehen dem Vorhandensein eines industriellen Rohstoffes verdanken. Dabei denken wir nicht nur an Bergwerkstädte, sondern halten auch den möglichen Einfluß der Verarbeitung landwirtschaftlicher Produkte an Ort und Stelle auf die Gestaltung der Stadt vor Augen. Die ungarische Landwirtschaft ist derzeit noch extensiv, nicht nur in der Produktionsweise, sondern auch in der Verarbeitung der Produkte. Ungarn liefert ins Ausland zunächst Weizen und Nahrungsmittelrohstoffe, obwohl auch die Möglichkeit vorhanden wäre, durch die Verarbeitung dieser einen höheren Nutzen zu erzielen. Heute sind bereits entschieden hierauf gerichtete Bestrebungen zu verzeichnen, denen auch für die ungarische Städteentwicklung eine einzigartige Bedeutung zukommt.

Vor allem öffnen sich dadurch gerade der Entwicklung der bisher geschilderten ungarischen landwirtschaftlichen Städte beispiellose Möglichkeiten. In den Städten mit ausgedehnter Feldmark kann die sofortige Verarbeitung sämtlicher Produkte der intensiven Landwirtschaft eine Fülle von Arbeitsmöglichkeiten sichern, die unseren ganzen wirtschaftlichen und sozialen Aufbau von Grund aus ändern werden. Hand in Hand damit aber muß sich auch ein Aufschwung unserer Städte vollziehen; diese Stadtkerne werden erst richtig aufblühen, wenn die Landwirtschaft für sie zugleich auch industrielle Arbeit bedeuten wird.

Ungarn zählt gegenwärtig (in verwaltungsmäßigem Sinne) 91 Städte. Von diesen sind Budapest und die an Budapest angrenzenden sechs Städte der Umgebung gesondert zu behandeln; sie stellen, als Einheit betrachtet, eine Weltmetropole dar, die ein Mittelpunkt nicht nur des gegenwärtigen Ungarn, sondern zugleich des ganzen Donautals ist. Vornehmlich ist es ihre Lage, die der Landeshauptstadt die Führung sichert. Diese Lage ist

von verkehrspolitischem Standpunkt aus von unschätzbarem Wert, in wirtschaftspolitischer Hinsicht vorzüglich und hat auch rein ästhetisch kaum ihresgleichen.

Budapest liegt an einem Punkte des mittleren Donaubeckens, der seine Berufung zur führenden Stellung außer allen Zweifel setzt. Es ist ein Scheidepunkt in der Verkehrslinie der Donau, im Verkehr zu Lande — die Eisenbahnen und Landstrassen inbegriffen — und im Luftverkehr. Die Fahrt von Schiffen mit namhaftem Tiefgang, von Seeschiffen, ist auf der Donau nur bis Budapest möglich. Hier muß auf alle Fälle ein Umladehafen entstehen. Mit der Ausbreitung des oberen Wassergebietes der Donau wird der Umladeverkehr eine weitaus größere Bedeutung gewinnen, wodurch sich auch der Verkehr von Budapest erhöhen wird. Eisenbahnpolitisch ist Budapest die zweite »Eingangspforte« nach Wien, am Ende des Engpasses, den der südostwärts gerichtete Eisenbahnverkehr im inneren Berggebiet des ungarischen Beckens zu durchschneiden gezwungen ist. Dasselbe gilt für das sich an beiden Ufern der Donau ziehende Landstraßennetz. Auch vom Gesichtspunkt des Flugverkehrs aus ist Budapest günstig gelegen, da es gleichfalls eine Verteilungsstation des Verkehrs nach dem Südosten sein kann, zugleich aber auch eine wichtige Kreuzungsstelle des nordöstlich-südwestlichen Verkehrs werden soll.

Wirtschaftlich bedeutet das Zusammentreffen der verschieden gearteten Landschaften des ungarischen Beckens einen Vorteil für Budapest. Mit den bereits erwähnten verkehrspolitischen Vorteilen ergibt dies notwendigerweise eine Industriestadt und einen Handelsknotenpunkt, was wieder die Möglichkeit einer höheren Entwicklung der Kultur und der Künste mit sich bringt. Daher konnte sich eine Industrie höheren Ranges entwickeln, die ihrerseits der Hauptstadt eine führende Stellung sicherte.

Die bewundernswerte Lage der Stadt ist ein wichtiger Aktivposten im Fremdenverkehr. Hierzu tragen außer der Schönheit der Lage auch die im Reißpunkt des Gebirgslandes und der Tiefebene sprudelnden wertvollen Heilquellen bei. Ein Badeort, wo die weltstädtischen Möglichkeiten der Vergnügung und die heilkräftigsten Quellen zu finden sind, würde genügen, um der Hauptstadt auch bei weniger hervorragender Lage einen bedeutenden Fremdenverkehr zuzuführen.

Budapest hat sich in weltstädtischem Maßstab entwickelt. Seine Einwohnerzahl, die vor hundert Jahren 100.000 knapp überstiegen hat, beträgt heute weit mehr als eine Million. Dies selbst innerhalb der enggezogenen Verwaltungsgrenzen; dazu kommt aber noch, daß die Stadt mit nicht weniger als sechs Städten und neunzehn Gemeinden zusammengebaut ist, deren Einwohnerzahl eine halbe Million erreicht, so daß Budapest letzten Endes weit über anderthalb Millionen Einwohner hat. Die Stadt hat in jeder Hinsicht eine weltstädtische Entwicklung zurückgelegt und trägt bewußt alle Merkmale eines Zentrums des Donautales an sich. Es ist kein Zufall, daß die ersten rumänischen Druckschriften Druckereien von Buda als Herstellungsorte anführen: im Donautal ist jede Kultur, auch die fremder Völker nicht ausgenommen, von Budapest ausgegangen, ähnlich wie auch wirtschaftlich alle Blicke hierher gerichtet sind.

Nach Budapest mit seinen 1,162.822 Einwohnern folgt als zweitgrößte Stadt Szeged mit einer Seelenzahl von 136.375 und als drittgrößte

Debrecen mit einer Seelenzahl von 125.969. Also gerade zwei Städte der Tiefebene. Beide sind kennzeichnende Flachlandsiedlungen mit ausgedehnter Feldmark, die indessen ihren ursprünglichen Charakter abgestreift haben und heute schon eher als Bildungszentren, Universitätsstädte anzusprechen sind. Die dritte Universitätsstadt ist auch der Bevölkerungszahl nach die drittgrößte unter den ungarischen Provinzstädten: Kolozsvár (Klausenburg). Diese Stadt mit 110.418 Einwohnern hat jedoch bereits einen bemerkenswerten historischen Werdegang hinter sich und ist auch in ihren Straßenansichten von ganz anderer Art. Kolozsvár ist die Hauptstadt von Siebenbürgen. Wenn wir bedenken, daß Siebenbürgen in der ungarischen Geschichte stets eine gewisse Selbständigkeit genoß, kann es uns nicht wundern, hier eine echte Großstadt zu finden. Unsere viertgrößte Stadt ist Szabadka, auch diese landwirtschaftlichen Charakters, während das nächstfolgende Nagyvárad (Großwardein, 92.798 E.) als Eingangspforte Siebenbürgens von der Tiefebene her, ein wichtiger Handelsplatz ist und seine Größe diesem Umstand verdankt. Kecskemét (87.318 E.) ist das größte Beispiel des ausführlich behandelten ungarischen Stadttypus. Es dürfte von Interesse sein, zu erwähnen, daß Kecskemét als richtige Stadt bezeichnet werden muß, obwohl die absolute Mehrheit seiner Einwohner im Ackerbau tätig ist. Hier ist ein Stadtkern inmitten einer Welt vereinzelter Bauernhöfe. Diese Stadt mit ausgedehnter Feldmark nennt sich mit Recht den Obstgarten Europas. Ihre Einwohner arbeiten im Sommer in den Obstgärten und besuchen nur den Obstmarkt. Im Winter ist die Stadt dichter bewohnt, und die landwirtschaftliche Arbeiterschaft findet auch in der Industrie eine saisonmäßige Beschäftigung, während sie ihre Kinder weiter zur Schule schicken kann.

Nach Kecskemét folgt als nächste Stadt Miskolc (77,290 E.). Diese Siedlung hat sich durch die industriellen Rohstoffe der Umgebung zu größerer Bedeutung aufgeschwungen und verdankt ihre Wichtigkeit für den Handel dem Umstand, daß sich die ins Oberland führenden Straßen von der Tiefebene her hier anschließen. Ähnlich wie Budapest ist Miskolc mit den umliegenden Siedlungen zusammengebaut und hat, so gerechnet, eine Gesamtseelenzahl von über 100,000. Hierauf folgen zwei Städte der Umgebung von Budapest: Pestszenterzsébet (76,894 E.) und Újpest (Neupest, 76,072 E.). Letztere Ortschaft blickt auf eine wenigstens hundertjährige Vergangenheit zurück, wogegen die andere vor fünfzig Jahren noch völlig unbesiedelt war.

Die nun folgende Stadt ist Pécs (Fünfkirchen, 72,307 E.), einer der bedeutendsten Orte Transdanubiens. Sein städtischer Charakter wird durch die Bodenschätze der Umgebung erhöht, außerdem ist er ein richtiges Kulturzentrum und hat auch eine Universität. Fast gleichartig ist das nördlich gelegene Kassa (Kaschau, 66,961 E.), mit dem Unterschied, daß hier eher der kommerzielle Charakter zur Geltung kommt. Das gleiche gilt für Újvidék (Neusatz), ein wichtiges Handelszentrum des ersten Donauabschnittes. Hierauf folgt eine Reihe kennzeichnend ungarischer Städte: Hódmezővásárhely (61,729 E.), Nyiregyháza (59,105 E.), Békéscsaba (52,405 E.), Szatmárnémeti (51.987 E.), lauter Städte landwirtschaftlichen Charakters mit ausgedehnter Feldmark, zugleich aber von eigenartig städtischem Gepräge. In diese Gruppe gehören die in der Umgebung der

Hauptstadt gelegenen Städte Kispest (Kleinpest, 65,139 E.) und Rákospalota (49,035 E.) sowie die kennzeichnende Industriestadt des oberen Transdanubien Győr (Raab, 57,109 E.). Als nächste Stadt folgt Székesfehérvár (Stuhlweißenburg, 48,264 E.), die typische Schulstadt des mittleren Transdanubien.

Von den kleineren ungarischen Städten verdient Marosvásárhely, die zweitgrößte Stadt von Siebenbürgen, besondere Erwähnung. Es ist zugleich der Hauptort der Szekler, ein richtiger Knotenpunkt des Handels und Sitz mehrerer Unterrichtsanstalten höherer Stufe. Szombathely und Sopron (Steinamanger und Ödenburg) sind zwei nennenswerte Handelsstädte im westlichen Grenzstreifen, mit zahlreichen Schulen. Ihnen folgen sechs Städte der Tiefebene. Die erste von ihnen, Szolnok, verdankt ihre Größe zunächst ihrer Eigenschaft als Verkehrsknotenpunkt, während die anderen fünf, Kiskunfélegyháza, Cegléd, Makó, Kiskunhalas und Szentés Typen der ungarischen Städte mit ausgedehnter Feldmark sind.

Erwähnung dürfte noch verdienen, daß von unseren 91 Städten 33 in der Tiefebene, sechs in der Umgebung der Hauptstadt, 15 in Transdanubien, 10 im Oberland, 21 in Ostungarn bzw. in Südungarn liegen.

Was die Einwohnerzahl betrifft, war Budapest im Jahre 1941 die einzige Millionenstadt Ungarns, dafür gab es bereits vier Städte mit mehr als hunderttausend Einwohnern. Städte, deren Bevölkerungszahl 50,000 überstieg, hatten wir 14, während in 38 Siedlungen die Seelenzahl mehr als 20,000, aber weniger als 50,000 betrug. Ferner hatten wir 24 Städte mit 10,000 Einwohnern und nur zehn mit einer Einwohnerzahl unter 10,000.

Die Zahl der Städte mit überwiegend in der Industrie tätiger Einwohnerschaft belief sich nur auf neun, wogegen die industrielle Bevölkerung in 29 Städten die absolute und in 23 wenigstens die relative Mehrheit bildete. Die landwirtschaftlichen Berufe waren in neun Städten relativ überwiegend, in 11 in absoluter Mehrheit und in neun überwiegend.

In den ungarischen Städten wohnten nach der Volkszählung von 1941 insgesamt 4,229,376 Menschen, während die Gesamteinwohnerzahl des Landes 14,843,279 betrug. Demnach waren 28,5 v. H. der Gesamtbevölkerung Stadtbewohner, was aber, gerade mit Rücksicht auf den geschilderten eigenartig ungarischen Stadtcharakter keineswegs mit der extremen Verstädterung des Landes gleichbedeutend ist.

Die ungarischen Städte sind eine bedeutende Kraftquelle des Ungarums. Der wertvollere Teil der Bevölkerung ist in den Städten ansässig und trägt einen weitaus größeren Teil der öffentlichen Lasten als das Volk des flachen Landes. Indessen konnte der ungarische Stadtbewohner seine Werte in den bisher herrschenden Wirtschaftssystemen nicht zur Geltung bringen und wurde einigermaßen in den Hintergrund gedrängt, was naturgemäß auch die Entwicklung der Städte beeinträchtigte. Das neue Wirtschaftssystem, das Streben der Landwirtschaft nach Mehrproduktion, werden dagegen einen ungeahnten Aufschwung des ungarischen Stadtlebens herbeiführen, und auch eine bedeutsame Entwicklung der ungarischen Städte kann auf die Dauer nicht ausbleiben. Die ungarischen Städte bringen für die neue Ordnung, die zugleich das neue Europa bedeutet, günstige Voraussetzungen mit, die einen ebenso ungestörten wie großzügigen Aufstieg und die freie Entfaltung aller Kräfte verheißen.

# MARTIN GREIF UND UNGARN

Von FRIEDRICH LÁM

Der im Jahre 1839 in Speyer geborene Hermann Frey wurde, als er den Offizierssäbel der königlich-bayerischen Armee für immer abschnallte, unter dem Decknamen Martin Greif einer der größten deutschen Lyriker. Man darf ihn mit Eichendorff und Uhland in eine Reihe stellen. Er setzte die volkstümliche, schlichte und einfache Naturdichtung dieser Meister mit Glück und Erfolg fort.

Martin Greif ist der eigentliche Erfinder und Schöpfer des objektiven Naturbildes. Vor ihm schrieben die Dichter und schreiben auch noch heute mindere Versdrehler subjektive Naturbilder.

Das objektive Naturbild, wie es Greif dichtete, führt uns gegenständlich, plastisch oder zart, in Pastellfarben oder in grellbunten Tönen, je nach Bedarf, einen Landschaftsausschnitt vor, zieht aber am Ende keine Parallele zwischen der Natur und der Seele des Poeten, sondern überläßt uns gerade durch das Unausgesprochene, aber Angedeutete, die letzten Pinselstriche. Trotzdem uns somit der Dichter nicht erklärt, was er mit dem Gedicht sagen wollte, bringt er dadurch, was er unserer Phantasie zum Ausmalen überläßt, den stärksten Eindruck hervor. Das Objekt wirkt bei Greif auf das Gefühl, nicht auf das Denken. Greifs Schüler sind Liliencron und Gustav Falke, und beide erkannten dankbar an, daß Greif ihr Lehrmeister gewesen.

Martin Greif ist zunächst Lyriker, er schrieb aber auch Dramen. Als sein »Prinz Eugen« 1880 zum erstenmal im Burgtheater aufgeführt wurde, umarmte und beglückwünschte Eduard von Bauernfeld den jungen Rivalen. Greif hatte aber kein Glück mit seinen dramatischen Werken, sie sind alle viel zu lyrisch und zu reich an erzählenden Einschleppeln. Im »Prinz Eugen« steckt der Feldherr den kaiserlichen Befehl, die Schlacht zur Befreiung Belgrads nicht zu wagen, sondern sich zurückzuziehen, in die Tasche. Er gewinnt die Schlacht trotz der feindlichen Übermacht, fällt aber in Ungnade, weil er den Gehorsam verweigert hat. Prinz Eugen will sein Unrecht nicht einsehen, als ihn der Kaiser zur Rede stellt. Da greift der Kaiser zu einer List und erzählt, ein Offizier hätte ohne Erlaubnis seinen Posten verlassen. Was soll mit dem Pflichtvergessenen geschehen? — Vors Kriegsgericht stellen und erschießen! — sagt der Prinz. Da erinnert der Kaiser den Feldherrn daran, daß er gleichfalls seine Pflicht verletzt habe. Nun sieht der betroffene Prinz sein Unrecht ein, kniet nieder und bekennt sich schuldig. Der Kaiser hebt ihn auf, küßt ihn und verzeiht ihm. Wie wir sehen, ist das Stück eine Nachahmung von Kleist's »Prinzen von Homburg«. Im Stück spielt eine Gräfin Batthyány, die Freundin des Prinzen Eugen, eine große Rolle. Sie setzt ihn in Kenntnis

von den Intrigen, die am Hof gegen ihn gesponnen werden, und hält als gewandte Gegenspielerin die Feinde des Feldherrn, die Generale Heister, Starhemberg, Schlick und die Hofschranzen in Schach. Gräfin Batthyány hat eine Nichte, Stephanie, die in einen englischen Volontär im Heere des Kaisers verliebt ist. Wie sich die ungarische Komtesse und der englische Lord kriegen, das bildet die zweite Haupthandlung des Stückes, in dem auch noch andere Ungarn auftreten. Die Ungarn, mögen sie bei Greif wie immer auch heißen, haben jedoch gar nichts Ungarisches an sich. Es sind österreichische Aristokraten, die zufällig einen ungarischen Namen tragen.

Im Jahre 1898 schrieb Greif ein großes historisches Festspiel »Viribus Unitis« zur Feier des fünfzigjährigen Regierungsjubileums Franz Josefs I. In diesem Stück findet sich eine großartige Szene: der berühmte Reichstag von Pozsony, auf dem Maria Theresia mit ihrem Söhnchen auf dem Arm die versammelten Magnaten um Schutz angefleht hätte, worauf diese gerufen haben sollten: »Vitam et sanguinem! Moriamur pro rege nostro!« Diese berühmte Szene hat sich aber nie ereignet! Josef II. war überhaupt nicht in Pozsony, und noch bevor sich diese Reichstagsszene abgespielt hätte, sah man schon Monate vorher, am Krönungstag der Königin in der Stadt Transparente, auf denen Maria Theresia mit ihrem Söhnchen auf dem Arm sich dem Wohlwollen der ungarischen Nation empfiehlt. Das heißt: das allegorische Transparent gab die Veranlassung zur Entstehung dieser unumbringbaren Anekdote.

Martin Greif verwendet natürlich auch diese unsterbliche Anekdote. Die »Fünfte Abteilung« des Greif'schen Festspieles zeigt uns den Donauhafen der alten Krönungsstadt. Ein Kornschiff ist eben gelandet, und die Kornbauern verhandeln mit dem Kornmesser. Dieser erzählt, daß die gnadenvolle, schöne, gütige Königin eingetroffen sei, und daß aus allen Komitaten scharenweise Siebenbürger, Slawonier, Kroaten, Ruthenen und Serben, Grenzer und Illyrier zusammenströmen, um die Gebieterin zu sehen. Auch der kleine Josef sei ans Land getragen worden, und der Palatin und der Prinz hätten sich in die Magnatenstube begeben, um den Reichstag vor den Thron zu versammeln. Wir bekommen dann von der Krönung Maria Theresias zu hören. Es folgt nun eine musizierende Zigeunerkapelle und ihr nach Volk in Nationalkostümen. Ein ungarisches Mädchen singt unter Musikbegleitung das folgende »ungarische Volkslied«:

*Steht am Dorfesrand ein kleines Stübchen  
Und darinnen in der Wieg' ein Bübchen  
Und die Wieg' ein kleines Mädchen schwinget  
Und dabei mit süßem Mund sie singet:  
Schließ die Äuglein, Lämmlein mein, die frommen,  
Bist durch Liebe zu der Welt gekommen!*

Die Menge bricht in Eljen-rufe auf Maria Theresia und ihren Sohn Josef aus. Da tritt ein Priester auf, und erzählt, daß Maria Theresia schwer bedrängt zu den Ungarn gekommen sei. Die Feinde wollen sie ihres Erbes berauben:

- PRIESTER :** *Und offen sprach sie's aus vor aller Welt,  
Daß sie vom Erbe nichts preisgeben werde,  
Bereit den Kampf mit allen aufzunehmen,  
Auf Gott vertrauend und ihr Recht allein,  
Das klar ist wie das Sonnenlicht am Himmel!*
- VIELE STIMMEN :** *Gott strafe sie, die's zu verletzen wagen!*
- DER GEISTLICHE :** *In der Bedrängnis ist sie her geflüchtet  
Nach Preßburg, Ungarns Hilfe anzurufen.*
- VIELE :** *Die ihr gewähren wird auch unser Land!*
- ALLE :** *Wir opfern ihr den letzten Tropfen Blut!*
- DER GEISTLICHE :** *Auch ihren Sohn, der ihr nachfolgen wird  
Einst auf den Thron, empfiehlt sie unsrer Liebe,  
Wie er als Kind noch in der Wiege liegt.*
- VIELE STIMMEN :** *Wir werden sie mit ihrem Sohn beschützen!  
Und ihr anhängen stets.*
- ALLE :** *Bis in den Tod!*
- EINE STIMME :** *Eh' sterben wir, als wir sie je verlassen!*
- ALLE :** *Eh' sterben wir, als wir sie je verlassen!*
- DER GEISTLICHE :** *(sich niederknieend) :*  
*Das wollen wir vor Gottes Aug geloben  
Und zu der Schutzpatronin Ungarns flehn,  
Daß unsren Waffen Stärke sie verleihe!*

Drauf kniet alles nieder. In den Wolken erscheint die Jungfrau Maria mit der Krone auf dem Haupte als Schutzpatronin Ungarns, ihr göttliches Kind im Arme. Allmählich verschwindet sie in den Wolken, und im Hintergrund wird ein lebendes Bild sichtbar: »Maria Theresia auf dem Reichstag in Preßburg.« Alle Zuschauer rufen die berühmten Worte: »Moriatur pro rege nostro Maria Theresia!« Da ändert sich die Szene. Wir kommen zu Josef Haydn, der gerade das »Gotterhalte« komponiert, das »Lieblingslied jedes Österreich-Ungarn«. Die ungarische Szene des Festspiels ist sehr gut gemacht, verrät aber, daß Greif keine Ahnung vom ungarischen Staatsrecht hatte. Seine Ungarn sind vortreffliche Österreicher. Dafür konnte aber der Dichter nichts. Ungarns Verhältnis zu Österreich und zu Kroatien war so verwickelt, daß es von keinem Ausländer gut verstanden wurde. Gladstone meinte einmal im englischen Parlament, als er das Gesetz über Home Rule einbrachte, daß Irland ebenso eine Autonomie im Rahmen Groß-Britanniens erhalten solle, wie sie Ungarn als österreichisches Kronland besäße. Koloman Mikszáth wollte einen staatsrechtlichen Roman für Ausländer schreiben, um Ungarns Selbständigkeit zu beweisen. Die Anregung dazu erhielt er von Theodor Roosevelt, der sich beklagt hatte, von Ungarns Stellung Österreich gegenüber nichts zu verstehen. Ungarn besaß keine auswärtige Vertretung, kein eigenes Heer, keine eigenen Finanzen, daher konnte ein vernünftiger Ausländer nichts anderes glauben, als daß Ungarn eine mit etwas Autonomie ausgestattete Provinz der Gesamtmonarchie wäre.

Martin Greif bekundete aber seine warme Sympathie für Ungarn auch in zwei kleineren Gedichten. Beide mögen hier stehen.

## DER UNGARN SCHATZ

*Aus Preßburgs thronendem Schlosse  
Gepanzerte Reiter ziehn :  
Balassa führet die Krone  
Des heiligen Stephan nach Wien.*

*In eiligem Zuge winden  
Sich Wagen und Rosse vom Strand,  
Trübt gleich kein Wölkchen den Himmel,  
Der über Ungarn sich spannt.*

*Balassa, was hast du so Eile!  
Balassa, was ist dir geschehn?  
Du blickest umher so ängstlich,  
Als sähest ein Wetter du stehn!*

*Wohl, als nun die fliegende Brücke  
Das scheidende Kleinod trägt,  
Da plötzlich aus blauem Himmel  
Ein Blitz in die Donau schlägt . . .*

*Und rollend folgt ihm der Donner  
Und rufet weit in das Land,  
Daß die heilige Krone von Ungarn,  
Daß die Stephanskronen verschwand.*

## PETÖFI

*Wo seines Grabes Stelle,  
Erkundet keiner mehr,  
Doch seines Ruhmes Helle,  
Sie leuchtet weit umher.*

*In seiner Lieder Worten  
Der teure Held erstand,  
Zu leben allerorten  
Im freien Vaterland.*

Das kurze, liebliche Gedichtchen Greifs ist unter den mir bekannten ausländischen Liedern, die zum Preise Petöfis gesungen wurden, schon seiner wuchtigen Kürze, seiner epigrammatisch-zugespitzten Ausdrucksweise und seiner schwerwiegenden Wortkargheit wegen das beste, das dem Freiheitssänger gemäßeste Denkmal.

# UNGARISCHE MUSIK IN DER EUROPÄISCHEN MUSIKGESCHICHTE

VON STEFAN ARATÓ

Die Stellung der ungarischen Musikkultur in der europäischen Musikgeschichte — ist das Problem, mit dem ich mich im Rahmen dieses kurzen Aufsatzes beschäftigen möchte. Doch will ich nicht die vertikale Linie ihrer Entwicklung darstellen, dazu fehlen noch die entsprechenden Vorarbeiten. Abgeklärte, grundsätzliche Feststellungen, ein übersichtliches Bild und sicheres Urteil fehlen gleichfalls noch ; dies ist auch nicht anders möglich, da das ganze Material der ungarischen Volkslieder, das den Ausgangspunkt für eine derartige Arbeit bildet, eben erst zur Zeit systematisch aufgearbeitet wird und daher dem Musikhistoriker noch nicht zur Verfügung steht. Auf diesem Gebiete gibt es bisher nur einige Monographien, die bloß kleine Flächen des noch unerforschten Gebietes enthalten.

Wir werden somit gezwungen sein, die Frage nicht ihrer geschichtlichen Kontinuität nach, sondern in einem Querschnitt, der im Augenblick gegeben werden kann, zu beleuchten, und zu untersuchen, wie das Problem — die Eingliederung des ungarischen Geistes in den jeweiligen europäischen geistigen Raum — in der heutigen ungarischen Geistigkeit hervortrat, und wie dieses fast unerfüllbare Ziel die Vertreter der ungarischen Geistigkeit zu stets neuen Aufgaben antrieb.

Will man über die historische Kontinuität der europäischen Stellung der ungarischen Musikkultur sprechen, so kann einem mit Recht entgegengehalten werden, daß es diese nicht gebe, da die ungarische Musik erst in jüngster Zeit europäischen Widerhall gefunden habe.

Gab es im Laufe der Zeit überhaupt ungarische Musik? Auf diese Frage wird erst die Zukunft eine befriedigende Antwort erteilen. Jedenfalls scheinen die erhaltenen Denkmäler dafür zu sprechen ; diese ungarische Musik mag, wenn auch nicht befruchtend, so doch ununterbrochen eine Beziehung zu der europäischen Entwicklung unterhalten haben.

Andernteils kann man über die Beziehungen einer nationalen Kultur zu einer größeren, ein Kontinent umfassenden Kulturgemeinschaft nicht nur dann sprechen, wenn sie in befruchtender Weise Kulturgüter an diese abgibt. Kleinere Kulturgemeinschaften zeigen lange Zeit hindurch nur aufnehmende Tendenz, bis das Gesetz der organischen Entwicklung sie dazu bestimmt, gleichfalls zu dem Allgemeinen beizusteuern. Allein wenn wir auch von einer kontinuierlichen, eigenen nationalen Charakter zeigenden, stets neue Kräfte wirksam machenden Lebensgemeinschaft, im Sinne eines schöpferischen ungarischen Genius und einer aufnehmenden Schicht, nicht sprechen können ; wenn wir außer Acht lassen, daß es an den Höfen der ungarischen Fürsten und Magnaten stets ein geistiges Leben auf europäischer Höhe gab, in dem häufig musikalische Größen auf Verständnis

und günstigen Boden ihrer schöpferischen Arbeit stießen; wenn wir somit von einer musikalischen Hochkultur Ungarns vor dem 19. Jahrhundert nicht sprechen können, so dürfen wir gerade im Zeichen der heutigen europäischen Geistigkeit erklären, daß es nicht das Entscheidende ist, ob ein kleiner Kreis, eine Geburts- und Berufselite eine Kunst besitzt, die nur die feierlicheren Augenblicke ihres Lebens verschönt, sondern ob es vielmehr einen Musikkultus gibt, der das ganze Leben einer völkischen Gemeinschaft erfüllt und jede ihrer seelischen Regungen begleitet. Diesen aber gab es in Ungarn stets; er war nichts anderes, als der musikalische Schatz der breitesten Schicht der Nation, des Bauerntums: das Material an Volksliedern, worüber Kodály kurz sagte: »seinem Wesen nach war es immer Lebensfunktion.« Dieser Schatz an Volksliedern blieb zum Teil in unveränderter, die alte Naturanschauung ausstrahlender Form erhalten. In seinem grundlegenden Buche »Das ungarische Volkslied« weist Bartók mit Hilfe streng wissenschaftlicher Methoden nach, daß er sich aber auch unter dem Einfluß der europäischen Musikentwicklung veränderte und nun einen neuen Stil der Volksmusik darstellt.

Dieses musikalische Material kann der europäischen Musikkultur wohl wieder den Anstoß zu einem neuen Klassizismus geben. Es allein kann die europäische Musik, die »ad absurdum« geführt ist, noch retten. Die Frage ist nur, ob dieses musikalische Material wertvoll und in seiner Struktur eigenartig genug ist, also befähigt ist, diese große Aufgabe zu erfüllen?

Auf beide Fragen können wir mit »ja« antworten. Die Volkslieder sind innerhalb ihrer formal kleineren Gattung Meisterwerke: sie stehen auf dem Höhepunkt künstlerischer Formung und ethischer Erfüllung. Man darf nicht glauben, daß innerhalb der völkischen Gesellschaft die geistige Hierarchie fehlt. Die Entstehung eines Volksliedes ist ebenso an individuelle Genialität gebunden, wie ein städtisches Kulturprodukt. Die Volkslieder sind künstlerisch vollwertig, da man sie in größeren Gattungen zuweilen unverändert verwendet findet. Sie sind vollwertig, weil sie die Zeit überstehen.

Die Bewertung Kodálys lautet folgendermaßen: »das Volkslied bedeutet nicht etwas Primitives, denn es stellt eine in Jahrtausenden gereifte, abgeklärte Kunst dar. Es ist vollkommen, weil die Kultur, die es hervorgebracht hat, ausgeglichen ist.«

Haben wir nun auch den Wert dieser Musik festgestellt, so fragt es sich noch, ob sie von rein ungarischem Charakter ist. Haben wir sie nicht vielleicht nur übernommen, hat sich nicht vielleicht unter starken fremden Einflüssen ein nur national, ungarisch scheinender Stil entwickelt? Eine befriedigende Antwort gibt darauf wieder Bartók, der Gelehrte.

In seinem Werk »Unsere Volksmusik und die Volksmusik der benachbarten Völker« heißt es: »Vor 25—30 Jahren konnten wir immer wieder von Fremden hören, daß es ja keine eigentliche ungarische Dorfmusik gebe; was man hört, sei von den Slawen oder Rumänen übernommen. Wir konnten damals über dieses Problem nicht einmal diskutieren, denn wir kannten die Musik unserer Dörfer ja selbst nicht. Nun, nach einer Arbeit von 30 Jahren, habe ich versucht, diese Behauptungen so sachlich wie möglich zu widerlegen. Ich hätte das Ergebnis meiner Arbeiten auch

dann veröffentlicht, wenn es nicht zu unserem Vorteil ausgefallen wäre. Umso lieber stelle ich natürlich ein Ergebnis fest, daß gar nicht günstiger ausfallen konnte. Es ist möglich, daß weitere Forschungen meine Behauptungen in einem oder anderem berichtigen werden. Daß ich mich aber im Wesentlichen nicht irrte, ist meine feste Überzeugung; das Wesentliche ist aber wie folgt zusammenzufassen: das alte und neue Melodienmaterial des ungarischen Dorfes ist ungarisches Kulturgut, ein Kulturgut, das wir nicht von unseren Nachbarn erhalten, sondern von dem wir an diese abgeben haben.«

Dieses musikalische Material ist also wertvoll und ungarisch; kann es aber, vermöge seines Inhaltes und seines musikalischen Aufbaus, in die neue Entwicklung hineingestellt werden? Ist es in der Tat dazu geeignet, die erneuernde Kraft zu sein? Das Material ist in der Tat neu. Seine Melodie, seine Rhythmik, die harmonischen Funktionen in ihm, das Prinzip seines Formenaufbaus sind alle ganz anders, als es bisher in der Musik zu finden war. Es handelt sich um eine neue Technik, also eine neue Seele, die neue Möglichkeiten der Lösung bietet.

Eigentlich ist es eine sonderbare Erscheinung, daß eine einheitliche Kultur sich Jahrhunderte hindurch erhält, während Europa eine Beute der verschiedensten Lebensanschauungen und daher der verschiedensten Stile war. Diese Kultur ist in der Tat eine Tiefenkultur. Während auf der Oberfläche des Meeres Stürme toben, Jahreszeiten wechseln, Bewegung, Wellengang, Veränderung herrscht, lebt auf dem Grunde eine ganz andere Welt: stumm, unbeweglich gedeihen eigenartige Gewächse, zu denen der Lärm von oben nicht hinabdringt. In diese besondere Welt aber kann nur der Taucher blicken, der sich von Wissensdurst getrieben, in sie hinabläßt. Auch die ungarische Musikkultur lebte auf dem Grunde eines tosenden Meeres und brachte ihre herrlichen Blüten von einzigartigen Farben hervor.

Zwei hervorragende junge ungarische Musiker, Bartók und Kodály, unternahmen es, in diese geheimnisvolle Märchenwelt unterzutauchen; sie suchten in mühevoller Arbeit entlegene Dörfer auf, sammelten von den Lippen alter Frauen noch in zwölfter Stunde das Material, als die Eisentore der geschlossenen Kultur sich bereits öffneten, als der erste Weltkrieg Bauern, die nie über ihr Dorf hinausgekommen waren, in alle Welt versprengte, und der Rundfunk den einfachen Mann mit dem bunten Lärm der städtischen Kultur zu überfallen begann. Indessen darf man nichts als Zufall betrachten. Es geschah nach einem höheren Gesetz, daß sich in Ungarn, das auf der Landstraße der Völker liegend, die Stellung einer Grenzfestung innehatte, keine städtische Kultur entwickelte, die durch ihre zentrale Stellung dem Volke die hohe Kultur vermittelt hätte. Auch ist es kein Zufall, daß die soziale Lage des Bauerntums zwischen das arme, an die Scholle gebundene Volk und den hohen Adel, der in europäischer Atmosphäre lebte, einen Keil schlug. Schließlich ist es kein Wunder, daß Franz Liszt der ungarischen Volksmusik zustrebte und nur bis zur Zigeunermusik vordrang.

Wir fassen dies nicht als Zufälligkeiten auf, da wir heute, gegenüber der relativistischen und individualistischen Anschauung von gestern, große, kosmische Einheiten suchen. Stoffliche und geistige Entwicklungs-

gesetze sind gleich. Die Gesetzmäßigkeit der physischen Erscheinungsform des musikalischen Tones, die periodischen Schwingungen, denen sich noch kleinere, aus Obertönen bestehende Wellen anschließen, sind auch Formeln für die Entwicklung der Kulturen. Auf den mächtigen Schwingungskreis der polyphonen europäischen Musikkultur baut sich die südliche, aus dem gregorianischen Gesang schöpfende Vokalmusik auf; später, zur Zeit der Reformation, verschiebt sich der Schwerpunkt der Musik nach Norden, die Volksmusik der Germanen wird Grundlage und liefert neuen Stoff; in jüngster Zeit aber setzte eine neue Welle ein, zu deren Ausbildung und Vollendung auch die ungarische Musik berufen ist.

Das Material dazu ist vorhanden. Die Volksmusik ist mit ihrem eigenartigen seelischen Hintergrunde, der reinen, selbstverständlichen Kraft ihres Glaubens, ihrer gebändigten Sinnlichkeit und einer geradezu rituellen Beständigkeit des Gemeinschaftslebens in jeder Hinsicht geeignet, der künstlerische Ausdruck der neuen geistigen Bestrebungen zu sein, oder um in der Hand großer Ahnen, Lehrer, ein Verbindungsmittel zur Gemeinschaft darzustellen, durch das diese neuen Lebenswahrheiten entgegengeführt wird, da die musikalischen Schwingungen auch der adäquateste Ausdruck der seelischen Schwingungen sind. Objektiver Ton, Dynamik, mystische Naturanschauung bilden die Grundzüge der ungarischen Volksmusik und sind zugleich die Hauptzüge der ungarischen Seelenstruktur.

Eine falsche Anschauung, einen zweifelhaften Ruhm müssen aber die Ungarn endlich ablegen, eine Auffassung, auf die sie sich zuweilen aus Ignoranz berufen: es ist eben eine völlige Fehlanschauung zu meinen, das »Fröhlichsein unter Tränen«, »sirva-vigadás«, sei eine ungarisch-nationale Eigenart. Das Volk hat auch in seinen Liedern ein sicheres Gefühl für die Grenze, es verfällt niemals in Extreme und ist nicht sentimental.

Das falsche Bild des Auslandes vom Ungartum stammt noch aus den Zeiten unserer Großväter, als die Magnaten in Wien ihr Vergnügen suchten und die im Lande geliebten Grundbesitzer auf die Marmortische kleinstädtischer Kaffeehäuser gelehnt sich von Zigeunern tränenselige Lieder aufspielen ließen. Leider aber findet man diesen Typus nicht nur in Opern etwa von Richard Strauß (»Arabella«), sondern auch in manchen unserer heimischen Exportwaren (so im Ballett der Ungarischen Oper: »Karneval von Venedig« u. a. m.). Auch ist dieser Zug keine ungarische Sonderart, sondern ganz Europa des vorigen Jahrhunderts eigen. Von der heroischen bis zur pathetischen Symphonie, von der Freuden-Hymne in der IX. Symphonie bis zur Melancholie Chopins machte Europa jedes Gefühl durch.

Indessen gehört der junge Ungar von heute nicht mehr diesem Typus an: er ist ein kampfbereiter, dem Leben mit Verantwortungsgefühl und sachlichem Urteil gegenüberstehender Mensch. Dies aber ist eine Hoffnung der Zukunft, der Zukunft der ungarischen Musikkultur. Denn einstweilen ist die neue ungarische volkhafte Musik nur Schützling einer kleinen geistigen Elittruppe, die von der im Banne der Romantik aufgewachsenen amtlichen ungarischen Geistigkeit als fremder Eindringling betrachtet wird.

Der Kampf um die neue ungarische Musik ist somit kein sozialer Klassenkampf, sondern ein solcher verschiedener Zeitgeister: der Kampf

der Söhne gegen die Väter. Kennt man indessen die Seele der jungen ungarischen Generation, so kann man die Worte Kodálys als eine Art Weisagung, als die Ankündigung einer schöneren Zukunft betrachten: »Ein musikalisches Gemeinbewußtsein werden wir dann haben, wenn die achte Million sich das musikalische Gefühl der sieben Millionen zu eigen gemacht hat, das musikalische Gefühl, dem sie heute noch fremd gegenübersteht. Stellt sie sich nicht auf diesen Standpunkt, so wird sie wurzellos in der universellen Kultur oder in der internationalen Halbbildung verbleiben. Die völkische Überlieferung erfüllte ihre Aufgabe noch nicht, indem sie das Leben des Volkes mit Musik versorgte. Sie hat noch Verpflichtungen dem Leben von uns allen gegenüber. In ihr liegt der Kern, der Plan zu einer großen nationalen Musikkultur. Die Entfaltung und Vollendung dieser Möglichkeit ist Sache der gebildeten Schicht. Kraft dazu wird sie jedoch nur dann haben, wenn sie mit dem Volk eine seelische Einheit bildet.«

Ähnlich ist auch die Ansicht Anton Molnárs: die völkische Melodik ist noch kein vollkommener künstlerischer Stoff, vielmehr nur ein Teil und eine Anregung. Zu einer hochwertigen künstlerischen Kraft erhebt sie erst die Persönlichkeit, durch die sie hindurchgeht.

Dies ist eine entscheidende Wahrnehmung, die auch zugleich die schwierige Lage des schöpferischen Menschen beleuchtet. Nur die Kraft einer Persönlichkeit reicht dazu aus, um die bisherigen Ergebnisse der musikalischen Entwicklung Europas mit der innersten Eigenart der eigenen Volksmusik zu vereinigen. In der, die ganze ungarische Blickweite umfassenden Formulierung Kodálys heißt diese Aufgabe: zugleich europäisch und ungarisch zu sein! Es ist dies eine Aufgabe, an der schon viele kleinere Talente scheiterten. Denn nur aus dem vollen Gleichgewicht kann ein großes Lebenswerk hervorgehen.

Überwiegt der nationale Zug und ist die Verschmelzung mit dem Europäischen nicht organisch vollzogen, so bleibt das Werk ein Exotikum. Wenn dagegen der völkisch-rassische Charakter nur verschwommen, in unwesentlichen Zügen zu erkennen ist, so wird es wurzellos. Eine solche künstlich nationale Musik schuf innerhalb der europäischen Romantik z. B. Grieg. In Ungarn gehört die historisierende, nachwagnersche Oper Erkl's zu dieser Gattung.

Es muß wirklich ein Meister, ein Genie kommen, um zwei gewaltige, einander zuweilen widerstrebende Kräfte zusammenzuschmieden. Vor genau zehn Jahren, gelegentlich seines fünfzigsten Geburtstages schrieb Kodály in die namhafte Zeitschrift »Nyugat« einen Aufsatz, »Bekenntnisse«, in dem er erzählt, daß er zu Beginn seiner Laufbahn nach einem Stil gesucht habe. In seinem Adagio für Violine glaubte er diesen gefunden zu haben. Es war ein schöner, edler, moderner Händel-Stil, aber irgendwie neutral und farblos. Als er weiter suchte, begann er auf das Volkslied zu achten. Die Entdeckung der Klage- und Erntelieder entschied dann das große Stil-Problem. Beachtenswert ist in der Musikgeschichte, daß jedes große Genie eine zweifache Aufgabe auf sich nehmen muß. Vielleicht ist dies die Kraftprobe, an der ein Talent scheitert, oder zu gewaltigen Schöpfungen hingerissen wird.

Sowohl Palestrina als auch Bach waren dazu bestimmt, zwei entgegengesetzte musikalische Gebilde, den homophonen und polyphonen

Stil auszugleichen. Mozart ist der Vereiniger des Südens mit dem Norden, Beethoven der gewaltige Zusammenfasser des spätklassizistischen und frühromantischen Stils. Debussy wandte sich dem Impressionismus und Expressionismus zu : er beendet und beginnt eine Epoche.

Vor wenigen Jahren sprach ich über Wagner und bezeichnete ihn als das letzte große Aufblühen einer abgeschlossenen Epoche. Auch dieses Jahr sprach ich über ihn, sehe ihn jedoch bereits ganz anders : er ist nicht nur der durch die romantische Geistigkeit seiner Zeit bedingte Musiker, sondern das auch gegen diese Zeit kämpfende Genie, einer der ersten Verkünder einer neuen, mystischen Gemeinschaftsauffassung.

Wagners Lebenswerk entspringt aus dem Kampf zweier Weltanschauungen. Das Programm Kodálys aber, Europäer und zugleich Ungar zu sein, birgt ein noch tieferes Problem in sich. Die europäische Kultur hat eben einen dualistischen Aufbau. Der Süden denkt, bestimmt von seiner Naturnähe, in synthetischer, das Weltbild aus vielen heterogenen Beständen aufbauender Weise, in der Sprache der Musik in der Form des Rondo, — der Norden dagegen baut aus einem Gedankenkern analytisch auf, seine ihm wesensgemäße Form ist die Sonate ; es sind zwei entgegengesetzte und in sich völlig geschlossene Kulturen.

Welche von beiden soll nun für uns Ungarn die europäische Kultur bedeuten? Welche entspricht unserer rassischen Eigenart am meisten? Theoretisch ist die Frage vielleicht gar nicht zu entscheiden.

Jedenfalls hat sich Kodály in seiner ganzen schöpferischen Tätigkeit mit seiner auf breiter Grundlage aufgebauten Vokalmusik an den Süden gewandt, während Bartók über Wagner, Liszt, Reger auf der Suche nach seinem persönlichen, auch in seinen Chorwerken instrumental denkenden Stil zu dem kennzeichnend nordischen Motivschatz in Bach—Haydn'schem Sinne gelangte.

Um näher zu beleuchten, wie das aus dem Fernen Osten stammende Erbe eigentlich beschaffen ist, das Erbe, das der vollkommene Ausdruck der ungarischen Seele und ihre höchste Kundgebung ist, von der Kodály sagt, »die musikalische Volksüberlieferung des Ungartums ist vorläufig der vollkommenste Ausdruck der nationalen Seele«, und um durch die Untersuchung der ungarischen Musik von heute erkennen zu können, wie die beiden Meister und das Geschlecht der jungen ungarischen Musiker Überlieferungen des Ostens und Westens in ihrem Lebenswerk zu einer vollkommenen Synthese verschmelzen, bedürfte es noch weiterer Studien. Hier wollte ich nur andeuten, welche Probleme heute, in der Zeit der großen Aufgaben, die ungarischen Musiker bewegen, wie sie bestrebt sind, durch die Musik in die ungarischen Lebensfragen hineinzublicken, auf den Grund der zuweilen aussichtslos scheinenden, niemals endenden Kämpfe zu sehen, jener Kämpfe, die einerseits durch das Europäertum, andererseits durch die nationale Eigenart des Ungartums bedingt sind. In Momenten solcher Selbstbetrachtung glauben wir selbst mit dem Dichter Andreas Ady, der das ungarische Schicksal so klar vor sich sah, daß es Aufgabe und Schicksal des Ungartums ist, zu kämpfen, oft auch ohne Hoffnung auf Erfolg, um zwischen dem Osten und Westen eine Brücke zu bauen.

# EIN VORLÄUFER DER ZEITSCHRIFT „UNGARN“ AUS DER BIEDERMEIERZEIT

VON ALEXANDER BAUMGARTEN

Im Jahre 1819 zählte Graf Albert Festetics bereits 33 Jahre, seine literarische Fracht jedoch war alles andere als bedeutend; sie beschränkte sich lediglich auf einige Begrüßungsgedichte für Namensfeste in lateinischer Sprache. Sollte nicht bereits der Tag angebrochen sein, an dem er seinen Namen in die Literaturgeschichte einzutragen und die Musen ermunternd, auch der Sache seiner Nation zu dienen hatte? Der Eintritt in die Gefilde des Parnasses konnte schon anno dazumal am sichersten durch die Gründung einer Zeitschrift vorbereitet werden. Graf Albert ist sich darüber im Klaren gewesen und gründete, die richtige Handlungsweise erkennend, die Zeitschrift »Pannonia«.

Bedauerlicherweise ist uns der Wortlaut der Abonnementaufforderung nicht bekannt, dem Wesen nach aber konnte er sich kaum von dem des Schreibens unterschieden haben, das die »Pannonia« bei einer späteren Gelegenheit an ihre Leser richtete. In diesem steht, daß die Zeitschrift wöchentlich zweimal, am Mittwoch und Freitag im Umfang von 8 Seiten, in Quartformat erscheine. Als Bezugspreis der Zeitschrift waren 6 Gulden Wiener Währung angegeben, auf Schreibpapier 2, auf Velinpapier aber 4 Gulden mehr. Von den Zielsetzungen der Zeitschrift lesen wir, daß sie »mit Ausschluß aller rein-politischen Gegenstände sich mit All dem befaßt, was in Ungarn und den mit selbem verbundenen Provinzen das Fach der Litteratur und Kunst darbietet; nebstbei aber wird diese Zeitschrift auch von Zeit zu Zeit eine genaue Übersicht des Zustandes und der Leistungen aller Bühnen dieser Provinzen liefern.« (Daraus wäre eigentlich zu schließen, daß die Provinzbühnen wenig mit Kunst und Literatur zu tun hatten?) Den Text weiter verfolgend, stößt man auf einen Satz, der gleichsam das Biedermeier zu definieren sucht: »Zur nöthigen Ausfüllung (1) und zur Erzweckung einer angenehm abwechselnden Mannigfaltigkeit werden auch solche Artikel genommen, welche in das Gebieth des Schönen, Angenehmen und Nützlichen gehören.« Diese Zeitschrift, in deutscher Sprache verfaßt, von ungarischen Gefühlen durchdrungen, trachtete ihre Leser mit der ungarischen Vergangenheit bekanntzumachen, für die ungarische Zukunft zu wirken: »Wie viele merkwürdige Notizen und welch ein herrliches und weites Feld der interessanten Begebenheiten die Auszüge der Geschichte eines Landes bieten, das durch achthundertneunzehn Jahre« — allem Anschein nach ist darunter die, zwischen der Krönung Stephans des Heiligen und dem Erscheinen der ersten Nummer der Zeitschrift verstrichene Zeitspanne zu verstehen — »trotz allen Stürmen und Bedrängnissen der älteren und neueren Zeiten sich in ihren Freiheiten und Prärogativen bis zur Stunde behauptet und welches in früheren Zeiten auf

Europas politische Gestaltung einen so mächtigen Einfluß genommen, bedarf keiner Erinnerung, wohl aber kann und darf die Redaction (unterstützt von angesehenen und bekannten vaterländischen Litteratoren, deren theilnehmendes Mitwirken sich für diese wirklichen Bedürfnissen eines mit dem Geiste der Zeit fortschreitenden Staates deutlich äußert) den inneren Gehalt ihrer Blätter verbürgen und dessen Zunahme zuversichtlich versprechen. « Wir, die Nachwelt, erraten bei dem Lesen dieses schwulstigen Satzes, daß die »Pannonia« zwar eine Anhängerin des Fortschrittes war, daß aber dieser Fortschritt mannigfaltige Hindernisse zu beseitigen hatte. Dennoch kann — nachdem wir auch über die löbliche und nachahmenswerte Absicht aufgeklärt worden sind, nach der »Beiträge mit Ausschuß Alles Politischen sollen schön und würdig honoriert werden«, festgestellt werden, daß dieser Aufruf, wenn auch nicht dem Zeitgeist, doch immerhin dem Geschmack des Publikums entsprochen haben mag : die Schriftleitung zählte bereits im ersten Vierteljahr 175 Abonnenten zusammen, und veröffentlichte, ihrem Versprechen gemäß, auch die Liste dieser. Wie vorauszu sehen war, machten es sich zahlreiche Mitglieder der Familie Festetics zur Pflicht, das Unternehmen eines Verwandten zu unterstützen. Überraschenderweise meldeten sich sogar Persönlichkeiten des hohen Klerus, z. B. Graf Ladislaus Eszterházy, Bischof von Rozsnyó, als Abonnenten. Die Liste der Bezieher enthält ferner Offiziere, Advokaten, Ärzte und Kaufleute in beträchtlicher Anzahl : aus ihren Reihen seien »Christian W. Thekusch, Kaffeesieder in Pesth« und »Anna Graf, Ausschußfrau des löbl. Frauenvereins und Tuchhändlerin« hervorgehoben. Nun, die weibliche Emanzipation schritt eben mit Riesenschritten vorwärts. Wendelin Sternthal sandte seine Bestellung aus Wien ; sein Beruf wird in der Liste nicht erwähnt, doch mußten seine Zeitgenossen darüber unterrichtet sein, daß er Dichter und Schriftsteller war. Es durfte daher mit Recht angenommen werden, daß er die junge Zeitschrift mit seinen literarischen Beiträgen beehren würde. Sehr stark vertreten waren außerdem Theater und Musik, was zu erwarten war. »Balletmeister Van dem Bergh« ist ebenso wie Herr Cibulka, »Direktor des Musikvereins in Pesth« auf der Liste zu finden. »Nina von Bandini, Schauspielerin bei den Vereinigten Theatern von Ofen und Pesth« abonnierte sogar ein Exemplar auf Velinpapier. Allerdings liegt die Vermutung nahe, daß diese Munifizenz das Budget eines ihrer Bewunderer, möglicherweise gerade des edlen Schriftleiters selbst belastete. Schließlich wollen wir noch zwei Namen herausgreifen : der eine ist Schedius, »Professor der Ästhetik«, der zweite Karl Kisfaludy, den wahr scheinlich Bande der Freundschaft an Festetics knüpfen.

Mit gespannter Erwartung nehmen wir die erste Nummer in die Hand. Sie erschien am 10. April, und wurde in der Druckerei Trattners gedruckt. Wir sinnen über das Kopfstück nach, auf dem eine Fahne in der Hand einer blutarmen Hungaria flattert ; ein Weizenschober zur Rechten, ein burggekrönter Hügel zur Linken symbolisieren das Reich von Natur und Geschichte. Das Vorwort spornt uns in Versen an, »Verschmähet nicht die Blüten emsiger Stunden . . .« Die »Beiträge zur vaterländischen Geschichte« gehen, um nicht an der Angel des Zensors hängen zu bleiben, jeder Aktualität aus dem Wege und berichten bloß Einiges von Ladislaus dem Kumanier, der im 13. Jahrhundert herrschte. Dann

folgt ein Rätsel und eine angeblich aus dem Französischen übertragene sentimentale Erzählung, »Das Verhängniß«, deren Fortsetzungen in den späteren Nummern erscheinen. Übrigens wendet der Schriftleiter das Fortsetzungssystem im allgemeinen viel zu häufig an. Bei irgendeinem belletristischen Artikel mag die Sache noch angehen, Was sollen wir aber dazu sagen, wenn die Erörterung eines Tagesereignisses, z. B. der Nachruf an Rosalia Jandl, in Fortsetzungen gebracht wird? Diese Dame wurde in Prag geboren, war ein oder zwei Saisons hindurch der Star der fürstlichen Oper von Esterháza, um dann in Temesvár, Versec, Eszék und an einer Reihe von anderen Orten aufzutreten und schließlich in Pest zu landen. Wohl sehen wir ein, daß zur Beschreibung einer so abwechslungsreichen Laufbahn ein Aufsatz in zwei Fortsetzungen nicht allzu lang bemessen ist, können aber dennoch nicht umhin zu denken, daß das Zeitgefühl des Biedermeiermenschen anders als unseres beschaffen sein mußte, oder daß dieser wenigstens das Schlußwort einer jeden, selbst der lustigsten Erdenkomödie kennend, weniger ungeduldig gewesen sein mochte, als wir es heutzutage sind.

Er kannte das Schlußwort und interessierte sich dennoch, oder gerade darum leidenschaftlich für alles, was Theater genannt wurde, oder mit dem Theater zusammenhing. Auch für die »Pannonia« war dieses Thema von größter Wichtigkeit. Mitunter möchten wir zwar über die aufgeführten Stücke, z. B. über »Die Corsen in Ungarn« auch Näheres erfahren, doch mußte den damaligen Habitüés das Libretto einer heute bereits in Vergessenheit geratenen Spontini-Oper oder der Inhalt eines abgedroschenen Kotzebue-Stückes wohl nicht erst erklärt werden. Umso ausführlicher analysiert die Zeitschrift die Darbietungen der Schauspieler. Es muß bemerkt werden, daß die »Pannonia« — im Gegensatz zu manchen ihrer Nachfolger — den Darstellern nicht nur zu schmeicheln bestrebt war. Sie brachte den Mut auf, nach der Aufführung »Inez de Castro«-s zu wünschen, »daß die Rolle der Donna Beatrix sich in anderen Händen befunden hätte«. Die Schauspielerin, sei »in manchem Fache sehr beliebt, aber in diesem nicht an ihren Platze« gewesen.

Besondere Aufmerksamkeit widmet die in deutscher Sprache erscheinende »Pannonia« den ungarischen Theatervorstellungen. Das Repertoire dieser erreichte kein besonders hohes Niveau. Iffland, Kotzebue und die Stücke ihrer Epigonen füllten den Spielplan. Als einigermaßen mildernder Umstand mag gelten, daß ein Josef Katona die »Sünde«, ein Kazinczy den »Themistokles« oder die »Vaterlandsliebe« übersetzt haben. Mitunter wurden auch Originalstücke aufgeführt, über die meist Festetics selbst, — der keineswegs das Vorrecht des Schriftleiters mißbrauchte, seine Zeitschrift mit eigenen Geistesprodukten anzufüllen, — berichtet. Er schreibt voll Enthusiasmus über das Lustspiel Kisfaludys, »Die Tataren in Ungarn« : »Die Diction ist sehr schön, Schwung und Leben wie auch Reinheit der Sprache athmen darin.« Zum Beweis seiner Behauptung bringt er die große Tirade im Original, die deutsche Übersetzung aber auf den benachbarten Spalten. In der nächsten Nummer veröffentlicht er den Prolog des Stückes. Großen Beifall erntete auch Kisfaludys »Stibor«. Weder dieser Umstand, noch sein patriotisch schlagendes Herz beeinflussen jedoch den unparteiischen Kritiker, der beanstandet, daß die Degen der Magnaten-

herren vom Rost ganz trüb gewesen seien, die Stiefel der Bauern dagegen, aufs sorgfältigste gewichst, hellen Glanz verbreitet hätten. Bei der Erstaufführung des Stückes »Die Freier« von Kisfaludy aber hatte jeder kleinliche Tadel zu verstummen: das »in Hinsicht der Charaktere vorzüglich originelle Schauspiel unseres ehrwürdigen Dichters verdient auch schon darum eine ausgezeichnete Erwähnung, weil der Verfasser dadurch die große Frage löst, ob ein gutes Lustspiel in ungarischer Sprache zu schreiben möglich sei.« Bei dieser Gelegenheit konnte die Antwort auf die Frage nach der Zukunft des ungarischen Theaters keinem Zweifel unterliegen. Festetics stellt, gleichsam als Schlußsumme der allgemeinen Stimmung fest, daß die sich schwungvoll entwickelnde ungarische Schauspielkunst in der Landeshauptstadt ein würdiges Heim verdienen würde.

Außer den Theaterkritiken hatte die »Pannonia« noch eine zweite wichtige Rubrik, die sie mit einem, heute bereits auf das Gebiet der Kinderzeitungen verdrängten Kunstzweig füllte. Sie enthielt »Unterhaltendes zur Vertreibung der Sorgen«. Wortspiele, Charaden, Rätsel, weise Sprüche, nach einem dem Wörterbuch des Friseurhandwerks entlehnten Ausdruck »Papillote« getauft, und Anekdoten, zwischen Langweile und Marktschreierei schwankend, lösten einander in dieser Rubrik ab. Wir wollen der Versuchung widerstehen, und aus dieser Sammlung nicht zitieren. Sie würde uns zwar ein herzhaftes Lächeln entlocken, das aber nicht den Scherzen gelten würde, sondern unseren Urgroßvätern, die sich über derlei belustigen konnten und unseren züchtigen Urgroßmüttern, die darüber zu erröten vermochten.

Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit kennzeichnen auch die veröffentlichten literarischen Werke. In Vers und Prosa zieht unsere Zeitschrift gleichermassen das Mittelmässige, das Banale vor. Die Romantik, die herrschende Geistesströmung der Zeit wird fast durch Grillparzer allein vertreten, der den Ruinen des römischen Forums nachträumt. Schillers »Don Carlos« scheint bloß dazu geeignet zu sein, um parodisiert zu werden. Goethe ist mit einigen Mottos zugegen. Der uns unbekannt E. W. Koch läßt Töne erklingen, die an Ossian gemahnen, und die Geschichte der Rosamunde läßt viele Fortsetzungen hindurch das Blut in unseren Adern gerinnen. Bei einigen Übersetzungen aus dem Französischen oder Italienischen vermeint man den Schimmel der Zeit vor der Revolution zu erkennen; man versuchte wohl Arkadien in die Biedermeierzeit hinüberzuretten. Die Mehrzahl der Gedichte sind Gelegenheitsdichtungen und deuten auf dilettantische Verfasser; eine an Franz I. gerichtete Ode zeugt von »Gutgesinntheit«, der Jahrestag der Leipziger Schlacht aber verleitet einen Patrioten dazu, einen Trinkspruch zum Besten zu geben.

Wenn aber auch die »Pannonia« in der Erfüllung ihrer Aufgabe, die großen ausländischen Geistesströmungen zu vermitteln, erschlaffte, — soweit sie diese überhaupt je erfaßt hatte — versuchte sie dennoch unermüdlich, ihrer anderen Bestimmung, ein wahres Bild des ungarischen Lebens widerzuspiegeln, und dieses sowohl an die einheimischen Leser, als auch an das Publikum der westlichen Länder weiterzuleiten, gerecht zu werden. Gedichte erklingen über den Ruhm von Visegrád, über den ungarischen Tanz, über den 1788 im Lager von Jasý weilenden Husaren, der

allenfalls weiter entfernt war, als der Soldat der Napoleonkriege. Der Verfasser des mit ungarischen Ausdrücken durchsetzten Aufsatzes, »Hochzeitgebräuche der Einwohner des Sümeger Komitats« wagt es sogar schon bis zum Dorf, die Verfasser anderer Artikel aber bis zu den Bädern des Komitates Szepes, bis nach Holics und bis zur Höhle von Abaliget vorzudringen. Und wenn wir auch befürchten müssen, daß einige Abhandlungen über ernstere Themen, wie »Wolle erzeugniss in Ungarn« oder »Über den ungarischen Tabak in naturhistorischer und merkantilistischer Hinsicht« keinen Anspruch auf den Beifall des schöneren Geschlechtes erheben konnten, so vermochte sich dieses doch immerhin an den historischen wie literarischen Darbietungen, wie z. B. »Die Ältesten einheimischen Scribenten Ungarns« von J. Melzer zu entschädigen.

Auch sonst ergriff die Redaktion jede Gelegenheit, um über ungarische Literatur — und nicht bloß über die der Vergangenheit — zu berichten. Literatur scheint eine Herzensangelegenheit des Herausgebers gewesen zu sein, die auch bei Abhandlungen aus anderen Themenkreisen untergeschoben wurde. So können wir z. B. in dem Aufsatz »Ästhetische Abhandlung über den wahren Begriff der Grazie« vom Vielschreiber Romy, folgendes lesen: »Unter den magyarischen Dichtern sind Kazinczy, Virág und Johann Kis die vorzüglichsten Lieblinge der Charitien.« Wir möchten noch hinzufügen, daß Kazinczy auch der Liebling der Schriftleitung war. Die »Pannonia« bringt nicht bloß Proben seiner »Briefe aus Siebenbürgen«, nicht nur seine Studie »Apologie der Sonette«, sondern im Rahmen dieser weitere drei Sonette dieses großen Geistes unserer zu neuem Leben erwachenden Literatur, in ungarischem Originaltext. Auch dem Sänger von »Himfys Liebesliedern«, Alexander Kisfaludy wird ähnliche Ehrung zuteil. Noch enger knüpfen sich die Beziehungen, als zwischen der Kazinczy nahestehenden wissenschaftlichen Zeitschrift »Tudományos Gyűjtemény« (»Wissenschaftliche Sammlung«), und der »Pannonia« eine Art von Arbeitsgemeinschaft zustande kommt. Diese läßt sich einestheils aus der häufigen lobenden Erwähnung des ungarischen Blattes, andernteils aber aus der Übernahme von Mitarbeitern, Aufsätzen und Stichen erkennen. Es ist nicht schwer zu erraten, daß Festetics nicht nur von einem ständigen, aus Stein erbauten ungarischen Theater träumte, sondern auch von einer Vereinigung der ein gleiches Ziel anstrebenden Schriftsteller, und von einer Ungarischen Akademie, die sich um ihn zusammenschließen werde.

Nach alledem liegt die Frage auf der Hand, warum der »Pannonia« die doch von so edlen Absichten geleitet war, ein so kurzes Dasein beschieden war. Um diese Frage beantworten zu können, müssen wir eingestehen, daß wir bisher aus der großen Masse des Teiges nur die wohlschmeckenden Rosinen herausgeholt haben. Eine einzige solche ist vielleicht noch übriggeblieben, der Bericht »Über den Zustand der Musik in Siebenbürgen«. Wollen wir die Frage äußerst nachsichtig und mehr von unserem heutigen Standpunkt aus betrachtet beurteilen, so könnten noch die Schriften des dem Kreise Kazinczys angehörenden Georg von Gaal über einige Gemälde, — die Erstlingstriebse unserer Kunstkritik — ferner eine Argonautenfahrt auf dem Dampfschiff Carolina auf die Margaretheninsel, von Sternes sentimentaler Reise angeregt, schließlich noch ein Brief aus Mailand Erwähnung finden. Der Verfasser dieses Briefes, ein ungarischer Offizier,

wäre wohl nicht mit Stendhal zu verwechseln, doch könnte es ihm immerhin zugute geschrieben werden, daß er in Brera, vor einem Bildnis des ungarischen Malers Kupetzky stehend bemerkt: »es ist ausdrucksvoll und trägt den Stempel echter Nationalität.« Alles Übrige dagegen ist ziemlich abgeschmackt zu nennen. Was hätte auch eine Dame oder ein Vizegespan mit der Geschichte der ruhmreichen Herrschaft des bulgarischen Khans Krumm, mit den statistischen Angaben Portugals, mit der »Abhandlung über den logischen Zusammenhang der Wissenschaften« oder zahllosen ähnlichen Aufsätzen beginnen sollen?

Eine der Hauptursachen der immer mehr um sich greifenden Interessenlosigkeit an der Zeitschrift lag darin, daß die Schriftleitung mit fest angestellten Verfassern arbeitete. An und für sich wäre dies noch kein großes Übel gewesen, der Fehler war, daß die Zahl dieser Verfasser im steten Abnehmen begriffen, zum Schluß nicht mehr als 2 betrug. M. Saphir lieferte den Geist, oder wenigstens was er für Geist hielt, der erwähnte Melzer aber die Wissenschaft. Wohl müssen wir zugeben, daß es nicht ganz ungefährlich gewesen wäre, ein Manuskript Melzers, des ständigen Mitarbeiters der »Damenzeitung«, der Zeitschriften »Iris«, »Mnemosyne«, des »Spiegels«, des »Kaschauer Wochenblattes«, der Prager Zeitschrift »Iris« und anderer, ähnlicher Weltjournale zurückzuweisen. Das Alleinherrschersystem aber nahm schließlich vollends Überhand. C. Fr. Weiß schrieb in eine der Nummern den ersten Aufsatz über das traurige Ende Ladislaus Hunyadis, sowie auch den zweiten über das Fest »Sankt Blasius' in Ragusa«. Von ihm mag ferner auch die Liste der eingesandten Bücher zusammengestellt worden sein, in der es über die »Meditations Poétiques« von Lamartine heißt: »Für Freunde der französischen Poesie eine sehr interessante Sammlung.«

Wir setzen voraus, daß der Schriftleiter der Zeitschrift bereits überdrüssiger geworden, als die Leser selbst, war doch die Anzahl der Abonnenten im Zunehmen begriffen und auf 300 gestiegen. Die »Pannonia« war sogar in Pápa und in Siklós zu haben. Sie wurde von Erzherzögen, Wiener Kaffehausbesitzern und Kaufleuten aus Brod und Stanislau bestellt, die dort wahrscheinlich die Weine des gräflichen Fideikommisses an die Polen verkauften und die von fernen Freuden berichtenden gedruckten Blätter nebenbei unseren in Galizien stationierten Rittmeistern liehen. Selbst der Name des Grafen Stefan Széchenyi ist unter den Beziehern zu finden.

Dieser Name bedeutet für uns schon ein Zeichen dafür, daß eine neue Generation hervorzutreten beginnt, die mehr Interesse an den Diätendebatten nimmt, als an dem Gezwitscher irgendeiner Primadonna, die keine Opern fordert, sondern Reformen. Der »Ausschluß alles Politischen« hat aufgehört zeitgemäß zu sein und das Biedermeier beginnt sich zur nationalen Romantik zu verwandeln. Festetics vernimmt die Botschaft der gewandelten Zeit und läßt seine Zeitschrift am 28. Dezember 1822 zum letztenmal erscheinen. Über den Herausgeber selbst können wir wohl dann und wann noch einiges vernehmen; 1823 übersetzt er das Schauspiel Kisfaludys »Stibor« ins Deutsche, im folgenden Jahr führt er die Tochter des Grafen Vinzenz Sándor, die anmutige Wilhelmine, zum Altar.

# DER CHRISTUSSCHNITZER

VON JOSEF NYIRŐ

Der anbrechende Morgen weckte das Dorf. Rein und schlicht begleitet der Segen, der aus dem Mai strömt, das Gefährt. Die Natur ist unschuldig, der Schlagader eines Kindes gleich und schön, wie eine geheilte Wunde. Der Widerschein ihres Schmelzes liegt in gleicher Weise auf den Bergen, Bächen, Fenstern und auf der Nasenspitze des Fuhrmannes.

Wir fahren im Schritt der Reihe der eigenartigen, kunstvoll prächtigen Holzhäuser entlang. Erhobenen Geistes gehen die Szekler einher. Sie sind nicht Bauern, die neben dem Vieh einhertrotten, sondern die Schatten der Rechten Gottes, deren Verstand sich einer Schwalbe gleich im Flug nährt. Die Frauen, die einem entgegenkommen, scheinen üppig, die Mädchen frisch, wie eine von Küssen angehauchte Wange. Von der Mitte des Weges schleicht ein lahmer Hund in den Hof. Der Fuhrmann kippt den Peitschenstiel nach dem Tier :

— Dort wohnt der Christusschnitzer.

— Wer wohnt dort?

— So eine Art von Weltwunder. Solange gefüttert wird, können Sie sich ihn ansehen, — wirft er zurück.

Alles ist schön hier, selbst der geschraubte Rauch in der Luft. An allen Ecken und Enden sehe ich den etwas überschwinglichen Szekler Glanz, der sogar unter die Sonne ein Feuer legen möchte. Auf dem Webstuhl der Engelein könnte man keinen lieblicheren Fleck weben. Hier ist die Ewigkeit des Lebens, wo der Tod vielleicht niemals seine Glasleiter an die Stirne der Menschen lehnte, um ihre letzten Tage zu zählen. Wer kann aber dieser Tausendkünstler des Dorfes sein? Mit der Christusschnitzerei beschäftigen sich nur wenige. Es lohnte sich, ihn des näheren anzusehen, während mein Fuhrmann im Gasthaus seine Pferde dem Hafer anvertraut.

Unkraut überwucherte das baufällige Gebäude, das einem Herrenhaus ähnlich war. Einige braune, stahlharte Burschen standen am Weg herum. Bei ihnen erkundige ich mich.

— Wer wohnt hier?

— Dort? Der gnädige Herr.

— Also nicht der Christusschnitzer?

— Der ist es.

Also ein Herr. Sogar ein gnädiger Herr, was unter den Szeklern, die alle adelig und stolz sind, eine ungewohnte Unterscheidung ist, viel mehr noch Spott. Auch der Blick der Burschen versprach nicht viel Gutes. Umso interessanter.

Knurrend verkroch sich der Hund zwischen der Wolfsmilch. Ein hoher, verschlossener, herabgekommener Mann empfängt mich. Ärgerlich blinzelt er mich an.

— Bitte! — und mit einer verächtlichen Handbewegung läßt er mich eintreten.

Eine sonderbare, wüste Junggesellenunordnung herrscht im Zimmer. Ein rüdiges, richtiges Vagabundenlager.

Er blickt mich an, ich ihn.

An seinen Füßen schlechte Schuhe, um sein Haupt ein Glorienschein. Ein längliches, mageres Gesicht. Es scheint, er leidet oft an Trugbildern des Hungers. In der Furche seiner gewölbten Stirne hatte Mißtrauen seine Augenbrauen ineinander versponnen. Er muß eine in sich selbst wütende Seele sein, wie sie hinter den Ecken der Erde auf die Welt lauern.

— Mich interessiert Ihre Kunst — tue ich höflich. — Wenn ich einige Ihrer Werke sehen könnte...

— Bitte.

Er öffnet die Tür einer Seitenkammer, und stellt sich mit verschränkten Armen mürrisch beiseite.

Neugierig trete ich ein. Das Atelier ist erschreckend. Ich schaudere zurück. Eine Unzahl von kleineren und größeren Kruzifixen starrt von den Wänden, und fürchterliche Kreuze ragen in den Ecken empor. Aus dem Hintergrunde blicken mich düstere Christusköpfe mit erschreckenden Zuckungen an.

Was ist denn das für ein gottverkrüppelnder Ort? Entsetzlich ist die Ge- spanntheit der sehnigen Arme, denen man entgegengehen muß. Ein Kreuz läßt einen das andere nicht sehen. Alle insgesamt und zugleich muß man sie über- blicken. Nicht einmal zwei gibt es unter ihnen, die einander gleich wären, weder an Gestalt, noch an Qual. Ungewohnt und brutal sind alle. Viel eher sind es Schächer. Wer sie auf das Marterholz zwang, glaubt selbst nicht, daß man durch Qualen Menschen erlösen kann. Die Linien leben, im Todeskampf ist Geschmeidig- keit, die Sehnen straffen sich, die Knochen sind lebenswahr. Erschreckend groß- artig ist alles: der Mund, der in den Bart beißt, die eingefallenen Höhlen der Wangen und das Gewicht der Leiber, das auf den Zigeunernägeln lastet und sich in der Steifheit der Knie anstaut. Auf dem einen ist der Augenblick festgehalten, als das Ach Augen und Zunge aufkippt. Fahlgelbe, lange Gestalten mit scharf hervorstehenden Wirbelsäulen, die ihre struppigen Köpfe tragen, neigen, dem Atlas gleich der Erde zu. Die hervorstehenden Rippen, die Absicht, die unter den herabhängenden Lidern hervorbricht, bezeugten, daß diese Gestalten bereit wären, einen auch mit Worten niederzuschmettern.

Ich drücke die Hand an die Brust und versuche mir Rechenschaft abzu- legen über diesen Anblick und mir schwindelt, als tanzte ich auf einem roten Teppich.

— Was soll das, Herr?

Pfeifend geht der Atem des Künstlers hinter meinem Rücken vor Erregung. Ohne Antwort irren seine Gedanken.

Schon weiß ich es. Was wäre es denn anderes, als eine blutige Orgie, die nicht ausleiden kann, ein fleischerfetzendes Entsetzen, ein rohes Drängen zum Tod, die Meuterei Hingerichteter auf der Richtstätte, die nur auf den geeigneten Augenblick warten, um den Balken zu entfliehen. Die Visionen eines sterbenden Scharfrichters können so sein... Ich wünschte, die Unmenge der Leiber stürzte von den Wänden herab, damit sie befreit würden.

Es war genug.

Mir ist, als wäre ich der niederträchtigste, fahnenflüchtige Söldner, der in den Nacken seines Rosses heißend, es zum schnelleren Lauf antreibt, weil ihm die Furcht das Blut in die Kehle jagt.

Hinter mir steht dieser liederliche Invalide, der mit seinen Krücken die Fenster des Königs einschlug, dieser ideenlähmende Niederträchtige, die Hyäne des Meissels, der beim Licht seiner brennenden Haare sich in Gedanken verliert.

— Wie gefällt's Ihnen? — lächelt er stechend.

Genau so frage ich zurück:

— Haben Sie nicht gemordet?

Denn nur der konnte sich an diese lebenswahre Aufgabe heranwagen, in dessen Händen Menschenknochen brachen.

— Jawohl, — wälzte er das Wort zurück — vier Jahre tat ich nichts anderes.

Ein roter Schein spielt auf seinem Gesicht. Rücklings trachte ich hinauszukommen, um mir Erleichterung zu schaffen. Voll Verachtung mißt mich der Mensch:

— Haben Sie Angst?

— Das . . . das ist der Tod! . . . — stottere ich.

Schneidend lacht der Künstler auf:

— Daran muß man sich gewöhnen! . . . Unser einziger Wohltäter! . . . Das ewige schwarze Streben, der Weg, der mit Qualen oder mit Gebet ausgelegt ist. Ein schmutziger Fetzen, der einem Bettler zugeworfen wird, auch in seiner friedlichsten Form Taubenschweiß, ein sanft verschlingendes Fischmaul, ein weiser Vogel auf meiner Fingerspitze, der schweigen lehrt, eine geschminkte Dirne, ein geborgter Esel, der aus den Menschen die Bitternis der Welt heraus trägt. Wie es Ihnen beliebt! . . .

— Das ist nicht wahr! Das ist übertrieben! — mir stehen die Haare zu Berge.

Wir blicken uns gegenseitig an. Der Künstler ist in sich selbst versunken, als wäre ich gar nicht da. Wir schweigen. Der Lenz singt zum Fenster herein, die Natur setzt ihren Weg jubelnd der Sonne zu fort, die sich mit sengenden Räder Spuren über das Dorf hebt.

Die Augen der Menschen sammeln Farben, ihr Ohr verbirgt verstohlen die Musik der Erde, nur dieser Verfluchte ist unzufrieden, der Christus den letzten Seufzer neidet. Plötzlich aber besinnt er sich, dem indischen Redner gleich, der um Ruhe auf seinen hungrigen Magen schlägt. Er beginnt zu sprechen, aber es ist, als redete er nicht zu mir, sondern wie im Wahnwitz der eigenen Seele:

— Die alten Christen einst, die konnten sterben, weil sie dem Tod zu gebieten verstanden . . . Jener, der den Tyrannen mit Sanftmut schmähte . . . Der an dem Pontus einschlummerte . . . Der stehend in den Miniaturen der Kodexe schläft, der durch blutdürstige Wölfe sich das Grab scharren ließ . . . Der auf einer goldenen Patene ruht . . . der nach vierundvierzig Hymnen für immer einschlummerte . . . Der seine Hand einem Wachsdeckel gleich still auf seine Brust legte . . . und der noch einmal seine Augen zum Himmel erhob:

— Lux ecce surgit aurea! . . .

Voll Staunen blickte er, aber — als wäre ich gar nicht dort — er rollte die Worte weiter.

— Die, ja! . . .

Dieses mittelalterliche Kerzenflackern tat ihm wohl, der in Pergamenten blätternde, modrige Klosterbruder, dem man die Kettender angeketteten Bücher an das Bein fesselte. Er wurde einem Franziskaner gleich, mit meterbreiter Brust, der mit seinem Atem das Wachs schmilzt, um die Gesichtsfarbe Santa Claras zu treffen, in der Zelle, die Salpeter erblühen läßt . . . Nur seine Stimme wird stiller:

— Die Schmetterlingspuppe, — eine ausgesprochene Mumie — schlingt sich mit einem einzigen Seidenfaden an den Grashalm. Nur soviel Kraft war es, die auch jene Menschen beschützte... Ein einziger Seidenfaden, an den Leib Christi gebunden...

Die Zeit war vergangen, schon wird die Sonne die Turmspitze berühren, der Künstler aber träumt weiter:

— Und alles das gehört bereits der Vergangenheit an. Heute fehlt die tiefe Innerlichkeit dazu, die Schwungkraft des Außer-sich-Seins, die Frömmigkeit, die Beschwingtheit, die antike Feierlichkeit und die Beseeltheit der Erklärung... Die Stirne ist kraftvoll, der Mund weich und zart, ein glänzender Ausgang, das Auge offen und tief, dazu ein nicht zu langer Bart, nazarenisches Haar, wie wir es eben gewöhnt sind... Hundertmal wollte ich es so, aber unwillkürlich vertiefte sich mein Meißel zu Haß, die Menschheit drängte mir eine Fratze auf, einen vor Hunger verzerrten, nach Alkohol dampfenden Mund. Die Welt aber, die sich mir zum Vorbild bot, — um mit den Worten Dantes zu reden, — machte aus ihrem Hintern eine Trompete. Ach!...

Plötzlich brach er ab und reichte seine Hand zum Abschied. Aus dem Garten kommt ein lockiges kleines Mädchen lärmend durch das Gras watend auf uns zu. Der lahme Hund folgt ihr, mit seinem Schwanz wedelnd. Der verkommene Künstler schlägt eifersüchtig die Tür zu, damit das Kind die Kruzifixe nicht sehe...

Als ich zurückblickte, hob er gerade das kleine Mädchen in die Höhe, um es zu küssen.

Mein Fuhrwerk kam mir entgegen. Ich setzte mich auf, um weiterzufahren. Der Fuhrmann spähte zurück:

— Daß er erstarren möge, dieser Antichrist! — und erschrocken schlug er auf die Pferde los.

Ich fühle mich ganz seltsam, als läge Verderben auf mir. Dieser verdammte Holzschnitzer hat mich ganz verwirrt gemacht. Es ist ein reines Wunder, daß die Schwalben, die um meinen Kopf kreisen, mir die Auge nicht aushacken. Und die Pferdchen können kaum mehr schnaufen. Der Anblick der Fruchtfelder erfreut mich auch nicht so, wie ein anderes Mal. Der rote Mohn gleicht einer Wunde, die Blumen scheinen aus dem Ruß niedergebrannter Häuser zu sein. Vielleicht sind auch die Ähren darum verseucht, diese Jungfrauen, mit ihren gläsernen Knien. Der schwächliche Zigeuner, — eine Mücke — hält sein Instrument an mein Ohr und ich lausche ihm. Weit kamen wir aber nicht. Auf dem Gipfel des Tolvajos zogen mich alte Kameraden beim Borbáth-Gasthaus vom Wagen. Seit zwei Tagen jagen sie in den Schneebergen und die Zigarre hatte bereits den Schnurbart der Zigeuner versengt. Sie schossen mit Gewehren vor die Pferde. So blieben wir denn zum Pilatus-Nachtmahl.

Von den Kameraden erfuhr ich dann, wer der Christusschnitzer sei.

— Von dem halt dich fern! — mahnte mich der Oberrichter. — Mit dem kann man nicht ins Reine kommen. Er ist ein dreifacher Doktor, in allem vorzüglich. Ein großer Herr und ein Vagabund. Er jagte mit Magnaten und aß als Tagelöhner aus irdenen Schüsseln. Zigeuner wagen es nicht vor ihm aufzuspielen, Geistliche nicht über Theologie zu sprechen. Er bereiste die halbe Welt und bettelte in allen Sprachen, nahm es mit Gelehrten auf und schlief in Straßengräben. Ein sonderbarer Mensch, ein närrischer Sonderling. Im vergangenen Jahr wurde er mit seinem Töchterchen nach Hause verschlagen, nur Gott weiß, woher... Nun, Szándoki, was ist's? — rief er dem Zigeuner zu.

Und es begann ein neues Zechgelage. Lieder rüttelten an den Sorgen unserer Köpfe, ich aber sah noch immer das Felsenhaupt des Christusschnitzers, sein schwarzes Antlitz, das einem Hirtenkessel im flammenden Feuer gleicht . . . Darum also strauchelte er am Hügel des Todes, weil er die Ruhe, die Wahrheit, das Edle, das Glück nirgends fand, ohne die er nicht Mensch sein konnte . . . So ist das Schicksal der Menschen, die über die Gerechtigkeit verzweifeln. Wohlstand, Glück? . . . Ach! Zwei Zigeuner, die mich für meine letzten Groschen nach Hause begleiten . . . Spiel auf, Szándoki! Hämmert doch der Wirbeltanz der Vernichtung in unserem Mark, lasset uns denn lachen, mit Lippen, die am Zahnfleisch erstarren, zum Himmel gedrehten Bart . . . Spiel auf, Szándoki, wenn du Gott kennst!

\*

Ein Jahr darauf traf ich den Christusschnitzer wieder unter sonderbaren Umständen.

Außerhalb der Stadt wurden zwei scheu gewordene Pferde, die einen gedeckten Wagen zogen, mit Mühe und Not gebändigt. Vom Gefährt fielen Kruzifixe herab. Gaffend stand die Menge umher. Man trug die Kruzifixe auf die Polizei, den zusammengeschlagenen Christusschnitzer aber in das Spital. Nach einer halben Stunde erzählte man sich bereits in der ganzen Stadt Legenden über ihn.

— Als er zu sich kam, fuhr man ihn amtlich an :

— Was wollten Sie denn mit diesen Kruzifixen?

— Verkaufen wollte ich sie — kämpfte er gegen das Blut, das ihm in die Kehle stieg. — Ich bereiste das halbe Land, doch wollte sie niemand haben.

Seine Augen, die von Schlägen fleckig waren, umnebelten sich. Nun war auch sein Haar, wie das des Nazareners und Erlösers — gelb war sein Antlitz. Blutwasser machte ihm den Mund herb. Eine Fliege begann aus den Wunden seines Fusses zu trinken, auf den Knöcheln seiner Zehen waren die Rubinperlen erstarrt.

— Evi! — rang sich später das Schluchzen aus seiner Brust.

— Wer ist Evi? — fiel man über ihn her, aber der Christusschnitzer wurde für ewig still. Und niemand wußte von dem kleinen Mädchen, das durch das Gras gewatet war.

— Die Kruzifixe! — fiel es mir ein und ging gesenkten Hauptes auf das Polizeiamt.

Ein Schutzmann bewachte den Wagen.

— Nichts darf angerührt werden! — tat er streng und stand dumm auf seinem Posten.

Die Kruzifixe, die von Menschenblut gefärbt waren, lagen durcheinander. Ja, sie hatten sich gegenseitig mit ihrem eigenen Blut erlöst. Der eine war *auf* dem Kreuze gestorben, der andere *wegen* des Kreuzes und nun waren beide Körper weiß und sanft . . .

Es war nicht mehr das düstere Problem von einst. Dieser Christ schien auch in seinen Qualen der Spielgefährte seines Töchterchens zu sein. Vielleicht hatte auch die Lanze darum seine Seite geöffnet, damit das Kind an den roten Tropfen, die in seine Hand fielen, seine Freude habe. Majestätische Ruhe und erhabener Frieden strahlt von diesen Kruzifixen aus. Nichts Bestürzendes mehr. Christlich und wahr, wie die Stille, die eine Blütenknospe umschließt. Er ist es, der in die

menschlichen Hirne Segen träufelt, ein Prophet, der Schweißtropfen sammelt, ein Gott, der zur rechten Zeit ankommt, ein Beschützer der Lilien. Der Glaube der reinen Toren, der vor Königen in Unnade Gefallenen, die Kraft im Rücken eines Käfers. Aus den Falten seines Gewandes fallen die Krümmchen auf unseren Tisch. Er ist das Zittern, das über die Gewehrläufe rieselt. Der am meisten zu Bedauernde, der am längsten vergebens zur Welt gesprochen hat . . .

— Niemand hatte sie gewollt ! — hatte der Künstler die Worte geröchelt.

Vielleicht darum, weil die Kruzifixe auf dem Wagen eines armen Szeklers ihren Weg in die Welt antraten . . .

Ergriffen machte ich dem Polizeibeamten einen Vorschlag :

— Ich möchte eines davon kaufen.

— Wo denken Sie hin ! — wehrt er ab — das sind doch corpus delicti . . . — Tragen Sie diese Sachen in das Zimmer No. 20. — fährt er den Schutzmann an.

Nie mehr sah ich die in Holz gemeisselten Christusbilder, und ich fand auch niemanden, der je eines von ihnen gesehen hätte.

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

# BLEIGIESSEN

VON ALEXANDER MÁRAI

Eine große Pfanne voll Wasser wurde hereingebracht und in die Mitte des Zimmers gestellt. In einem eingedrückten Bleilöffel schmelzte man über der Flamme des Weingeistes winzige Bleistückchen, dann hielt man einen Tor-schlüssel über das Wasser und goß das geschmolzene Blei vorsichtig — durch den Schlüssel — in das Wasser. Das Blei zischte im Wasser und gerann sofort. Das Familienoberhaupt krepelte den Rockärmel auf; mit behutsamen Fingern, als fischte er einen Krebs aus der Badewanne, hob er aus der Pfanne das verzerrte Blei heraus.

»Nur der Schatten gilt!« — rief man. — »Wirf den Schatten auf die Wand!«

Mitternacht war bereits vorbei. In der Stadt tönten noch die Glocken. Überall umarmten in diesem Augenblick Menschen einander, Männer und Frauen, vorsichtig, damit die flüchtige Umarmung nicht Puderspuren auf dem Abendanzug der Herren hinterlasse. Manche drückten den Hinterteil eines quiekenden Ferkels und machten dabei ein verträumtes und erschrockenes Gesicht. — »Es wird besser!« — sagten die Optimisten. Und die Älteren vorsichtig: »Es soll nicht schlechter sein.« — Viele dachten in diesem Augenblick an ihre Toten. Manche dachten: »Bargeld, Gesundheit!« — und berührten insgeheim mit zwei Fingern die Tischplatte. Die ganz Alten nickten nur und schielten zu den kalten Schüsseln hin, denn nach Mitternacht begann das Büffet. Der Rundfunk wünschte ein Glückliches Neues Jahr, jedem, der ganzen Menschheit, mit pflichtgemäßer Höflichkeit. Ein völlig glückliches neues Jahr ohne Krankheit, Geldsorgen, Langeweile und Hagelschaden. Manche weinten. Viele blickten bereits in glücklicher Selbstvergessenheit berauscht vor sich hin.

Der Schatten des Bleis blieb finster auf der Wand wie Fliegenschmutz, den man nur mit chemischen Mitteln abwaschen kann. Das Familienoberhaupt drehte das Bleistück mit zwei Fingern langsam, stellte es immer wieder in einen neuen Winkel ein, nickte und brummte. Die Familie stand um ihn herum; zweifelnde, hoffende, spöttische, demütige, überlegene und besorgte Blicke folgten dem Schatten. — »Er zeigt Waffen«, — sagten die Pessimisten — »er zeigt einen Torpedozerstörer, einen Husaren mit Säbel, einen Russen mit Pike.« — Und die Jungen: »Er zeigt einen Mann mit Skiern, mit gebrochenem Bein.« — Die älteren weiblichen Mitglieder der Familie aber: »Er zeigt Teuerung.« — Dies verstand keiner, doch im großen Wirrwarr vergaß man zu protestieren. — Und die Witzbolde: »Er zeigt eine Wiege, Wiege und Saugflasche.« — Das Familienoberhaupt sah eine »kleine Fahne« im Schatten, eine Miniaturfahne, nur so groß, wie ein Parteiabzeichen; doch man schrie ihn nieder. Der Schatten des gegossenen Bleis zeigte in Wirklichkeit nichts Erfaßbares und Vernünftiges. Was er dennoch zeigte, konnte das Ungeheuer von Lochneß sein, aber auch Graf Albert Apponyis Profil oder ein Winkel des Kriegshafens von Toulon mit der Mole. Er streikte mit der bösen Tücke der Objekte, und zeigte nicht, was die auf ein Wunder wartenden Menschen von ihm erhofften. Urformen zeigte er,

Spitzen und Winkel, spöttisch verzerrte Formen, Knorren und Haken. Man schmelzte das Blei noch einmal und goß es aus, doch zeigte es nun unmißverständlich einen kleinen Hund, der einen Knochen verschlungen hat und vergebens am Straßenrand kauert, weil er ihn nicht loswerden kann.

Inzwischen war auch Mitternacht vorbei, und man lebte schon ganz im neuen Jahr, das genau so geräuschlos begann wie jeder Zeitabschnitt und ebenso von einem dichten, unsichtbaren, geruch- und geschmacklosen Verhängnis erfüllt schien, wie der vergangene Dienstag oder Donnerstag. Wer im verflorrenen Jahre krebsleidend war, blieb es auch im neuen, und wer im alten Jahr kein Geld hatte, hatte es auch im neuen nicht. — »Es zeigte nichts«, — sagten die Familienmitglieder verzagt — »weder Gutes noch Schlechtes«. — Sie warfen nun das Blei fort und das Mädchen trug die Pfanne hinaus. Der Weise der Familie aber sagte mit erhobenem Zeigefinger:

»In der Tat hat das Blei nichts Erkennbares gezeigt; und gerade das ist für das dießjährige Bleigießen kennzeichnend. Das Blei zeigt nur, wonach wir uns recht grausam und aufrichtig sehnen, woran wir glauben. Auch mich beunruhigt, daß das Blei nichts gezeigt hat. Von naturwissenschaftlichem Standpunkt aus ist das Bleigießen Blödsinn. Für uns aber, die wir mit beiden Füßen in der neuen Zeit stehen und leben möchten, ist es durchaus kein Blödsinn, ob wir im Schattenbild des Bleis etwas Liebes und Ermutigendes erblicken. Dieses uralte Spiel zeigt, welche Sehnsüchte in uns leben. Es ist recht traurig, daß wir nichts anderes als den Rücken des Ungeheuers von Lochneß und das Profil des Grafen Albert Apponyi glorreichen Angedenkens erblickt haben. Ich erinnere mich an ein Bleigießen, wo das Schattenbild ein Familienhaus mit Veranda versprach, oder ein Sparkassenbuch als Ergebnis fleißiger und sparsamer Arbeit von dreißig Jahren. Oder eine junge Frau mit zwei dicken Kindern auf dem Arm. Oder eine Reise zur See. Oder das Zeichen des langen Lebens, einen Anker, oder einen schönen Garten mit Obstbäumen. Das Blei kann nur dann etwas zeigen, wenn wir recht fest an das neue Jahr glauben, wenn wir etwas erwarten. Natürlich erwartet jeder, daß sich sein Schicksal zum Besseren wendet; doch zu glauben ist nicht so einfach. Glauben muß man so, mit solcher Kraft, daß auch das Blei davon schmilzt und sein Schatten folgsam unsere Wunschbilder zeigt. Früher glaubten die Menschen leichten Herzens, anspruchsvoll und frohgemut. Leider sind wir heute bereits ganz klug, gelehrt, vorsichtig und aufgeklärt und wagen nicht mehr zu wünschen. Diese Jahre mit ihrer unwahrscheinlich belehrenden Kraft haben uns belehrt, auch in unseren Wünschen vorsichtig zu sein; wir rationalisierten gleichsam unsere Wünsche. Früher wünschten sich die Menschen eine goldene Uhr mit Doppeldeckel, ein Gut von tausend Joch und dazu noch Gesundheit für achtzig Jahre, hunderttausend Gulden, liebenswürdige und begabte Enkelkinder und wohlbezahlte öffentliche Ämter. Heute sind unsere Wünsche negativ. Man möge uns nicht die Stellung kündigen, nicht unser Gehalt herabsetzen, nicht unseren Flügel für die Steuer verpfänden, nicht unsere Miete erhöhen! Wir unterbieten uns selbst, wir haben keine Phantasie mehr. Ein Familienhaus mit Veranda und Obstgarten wagen wir uns nicht einmal mehr zu wünschen; vom Blei hoffen wir gerade noch, daß es uns das neue Hauszinsquartal zeigt, wo wir die Miete für zwei Zimmer und Küche ohne Sorge bezahlen. Das Blei ist dieser Wunschlosigkeit überdrüssig und verachtet sie. Früher waren die Menschen anmaßend, sie forderten schroff das Verhängnis heraus, zählten mit vollem Mund ihre Wünsche und die Liste

ihrer Ansprüche auf ; das Blei aber zeigte folgsam die Schattenbilder der menschlichen Wünsche, zeigte Wiege und Sarg, inzwischen aber auch einen Sack voll Goldstücke und ein glückliches Alter. Wir sind zu feig zum Wünschen, daher zeigt das Blei nichts. Denn die Welt besteht im alten wie im neuen Jahr nur so und in dem Maße, wie wir sie wollen. Der Tisch der Welt ist gedeckt ; nicht der Vorrat ist ausgegangen, nur unsere Wünsche sind verkümmert. Wonach sich der Mensch stark und mit voller Kraft sehnt, ist bereits ein wenig da. Bitte doch im neuen Jahr unverschämt und unbescheiden zu sein. Es hilft nichts, anders geht es nicht.«

»Es soll nur nicht schlechter werden«, — erwiderten die Alten aus vollem Munde.

OSZK  
Országos Széchenyi Könyvtár

# GELBSUCHT

VON SIGMUND MÓRICZ

Frau Lukas Dara auf der Mantelzeile bekam die Gelbsucht.

Wohin nur immer sie auf der Gasse ging, sagte ihr jedermann :

— Frau Dara, Sie haben die Gelbsucht !

Zu einem Arzt wollte sie nicht gehen, sie wußte ja, was ihr fehlte. Jedes Kind sagte es ; schließlich ließ sie sich auf viel Zureden durch einen Arzt untersuchen. Auch dieser sagte nur eines : Gelbsucht.

Nun gut, sie geht nach Hause ; dort grübelt sie in tiefem Kummer nach ; dort sitzt sie nun für sich allein, faltet ihre Hände, legt sie so zusammen auf das rechte Knie, legt sie auf das linke Knie und grämt sich darüber, was mit ihr sein wird, wenn sie die Gelbsucht hat. Nicht genug, daß man ihren Sohn an die Grenze gebracht hat, nun kommt auch noch dies dazu !

Es kamen die Nachbarn ; es kamen die weisen Frauen ; die einen rieten dies, die anderen das . . . Die eine hieß sie, sich in Kuhmist einpacken ; die andere riet ihr frischen Schweinedreck einzunehmen. Sie machte alles.

Nun schickte sie auch nach Heilkräutern. Neun Morgen hintereinander solle sie neunerlei Kräuter an neun Orten pflücken und dann kochen ; in neun Schlucken vom Absud trinken und den Rest in neun Güssen in den Fluß schütten.

Und da tat es ihr weh, daß weder das eine, noch das andere geholfen.

Da unternahm sie ganz von selbst eine Praktik : die Krankheit muß aus dem Hause weggegeben werden.

Sie verfertigte neun kleine Puppen aus Fetzen. Die Köpfe dieser drehte und wendete sie in ihrem eigenen Mund herum, dann legte sie sie in die Schürze, ging der Gasse entlang und ließ nach jedem neunten Schritt eine Puppe fallen. Jemand wird doch die eine oder andere aufheben ; und wer sie aufhebt, trägt auch die Krankheit mit und weg.

Ja, aber irgendwie hatte man sie beobachtet, oder was ; denn auf einmal entstand ein Lärm : »Was tut denn diese Frau Lukas Dara ? Schaut doch hin ! Sie sind behext, niemand soll diese Puppen aufheben !«

So half natürlich auch dies nicht. Ein Wagen überfuhr, zerdrückte und zerquetschte die Puppen ; nicht eine von ihnen wurde aufgehoben.

Hätte ihr gar nichts gefehlt, wäre sie von den vielen Enttäuschungen krank geworden.

Da flüsterten und wisperten Marcsa Duhaj, ihre Gegenschwäherin, und ihre Schwiegertochter Sophie und ihre Tochter Sara und steckten die Köpfe zusammen, um das Allerletzte mit ihr zu versuchen, denn sie tat ihnen schon ordentlich leid.

Sie bucken neun Kartoffelküchelchen mit neun Käfern. Sie ließen dies darum zuletzt, da man solche Tiere nicht mehr bekommen kann, höchstens von den Zigeunern. Diese aber sind sehr eigennützig geworden und verlangen einen Pengő für das Stück.

Wer aber wird diese Küchelchen der Kranken eingeben ?

Von der Marcsa Duhaj nimmt sie sie nicht an, auch von der Gegenschwäherin nicht, denn sie sind einander nicht grün. Ihre Schwiegertochter, die Sophie, würde sofort lachend herausplatzen; so machte sich dazu ihre eigene Tochter Sara anheischig.

Sie war es, die diese Kartoffelküchelchen buck. Sie machte recht feine Kartoffelküchelchen; denn diese ißt die Mutter sehr gerne, solange sie noch frisch sind, gut riechen und noch ganz warm sind. In das eine steckte sie die neun Stück Kleinvieh hinein, bezeichnete es, und ging so zur Mutter hinein.

Sie war die ernsteste, die wirklich Gläubige, so wie sie die Mutter erzogen hatte.

— Nun, Mutter, was ist denn nur mit Ihnen? Was blasen Sie hier Trübsal? Essen Sie ein Kartoffelküchelchen! Schauen Sie doch einmal! Ich habe Ihnen gute, frische, warme Küchelchen gebracht!

— Ach, laß' mich in Ruh'! Ich darf gar nichts mehr essen!

Denn in ihrer Wut überließ sie sich dem Doktor. Auch dessen ganze Wissenschaft hatte sie schon eingenommen; ihr kann schon gar nichts mehr helfen; so ist alles eins.

— Aber diese guten Kartoffelküchelchen!

— Ach, hör auf' damit! Auch jetzt glaub' ich, ich bin davon krank geworden. Ich darf weder Fleisch, noch Eier, noch Fettes essen — nichts, nur Erdäpfelbrei!

— Mutter, dabei sterben Sie! Nun, so schlucken sie doch dieses da'runter! Sie nahm vom Teller das bezeichnete Küchelchen.

Der gute, frische Backgeruch durchzog die Nase und die Eingeweide der armen kranken Frau; sie streckte ihre abgemergelten Finger aus und nahm das kleine Gebäck aus der Hand ihrer Tochter.

Aber die Katze war zugegen, und Sara erschrack, daß die Mutter ihr vielleicht ein Stückchen abbricht; dann frißt diese einen von den neun auf — drum vertrieb sie die Katze.

— Schitz! Der Teufel hol' dich! Du hast ja nicht die Gelbsucht, du bist doch schwarz!

Frau Dara lachte sogar darüber. Sara war etwas bestürzt, die Kranke dürfe ja nicht Verdacht schöpfen, warum die Tochter dies gesagt hat.

Kaum waren ein-zwei Wochen vergangen, sagte Frau Dara:

— Ich weiß nicht, Kinder, aber die gelbe Farbe wetzt sich von mir schon ab! Sara lachte, Marcsa Duhaj lachte, alle belachten sich.

— Es hat doch am Ende nicht der Mischmasch des Doktors geholfen?

Die Frauen lachten, nun darf man es ihr schön sagen:

— O Mutter, erinnern Sie sich noch an das Kartoffelküchelchen? Sie haben in ihm neun Läuse aufgegessen, — die haben genützt!...

# DEM STERN NACH

MICHAEL BABITS

*Sitz im lebensmüden Zimmer,  
rühr herum im kalten Tee . . .  
Rings um mich, wie Nebelschleier,  
wirbelnd qualmen Angst und Weh.  
Mich vom schwülen Bett erhebend  
öffnen will die Fenster ich,  
da erblick ich helles Glitzern  
eines Sternes wunderbarlich.  
Könnst' nur — alles lassend — folgen  
ihm, dem Stern von Bethlehem,  
so, wie jene heiligen drei  
Könige von ehedem!  
Ob Kamele mich hinführten,  
ob die Bahn, wär einerlei ;  
selig, ach wie selig schafft' ich  
Myrrhe, Weihrauch, Gold herbei.  
Gings' wohl quer durch hundert Länder,  
gäb es bloß nur keine Maut :  
»Goldausfuhr ist streng verboten!« . . .  
hielt mir vor der Zöllner laut.*

*»Auch dein Weihrauch muß hierbleiben :  
ihn wir selbst benötigen  
um den Glanz der Landesgrößen  
nach Gebühr zu würdigen.«  
Ewig angehalten wär' ich  
froh schon leer zu fliehn von hier,  
ohne Gold und ohne Weihrauch  
käm ich, Heiland, an bei Dir.  
Weh, und angelangt am Ziele,  
wo der Stern mich führen soll,  
wärest Du schon ans Kreuz geschlagen,  
wär Dein Fuß mit Wunden voll  
und — statt Dir in deine Wiege  
Weihrauch, Gold zu streun zum Gruß —  
salbt ich mit der kargen Myrrhe,  
ach, mit meiner bitteren Myrrhe  
Deinen blutbedeckten Fuß.*

Übersetzt von Gyula Garzuly

# BETLEHEM

GYULA JUHÁSZ

*Wie sie der Schenke Türe öffnen,  
Mit ihrem Pelz tritt Winter ein,  
Dort in dem Stalle steht die Krippe  
Und alle Liebe ruht darein.*

*Demanten glänzt ein Stern da oben,  
In Rauch und Lärm, bescheiden, lind,  
Zwischen dem frommen Vieh, auf Streue  
Schlafft süß des Zimmermannes Kind.*

*Die Könige, die dreie, singen,  
Mit ihnen fromme Hirten auch  
Tief in dem Ausschank lehnt ein Häusler,  
Es wankt im Jammerrausch der Gauch.*

*Blöd tiefend seine stieren Augen  
Des Sternes blankes Glänzen sehn,  
Die Hoffnung, um die dort Magyaren,  
Die Waisen und die Armen stehn!*

Übersetzt von Árpád Guilleaume

# AM RANDE DER STADT

ATTILA JÓZSEF

*Am Rande der Stadt, wo ich lebe alljetzt,  
Fliegt Ruß in der Dämmerung  
Gleich winzigen Fledermäusen und schwebt  
Herunter mit leichtem Schwung  
Und lagert sich als Guano ab,  
Als dichter und dicker Dung.*

*So sitzt nun die Zeit auf der Seele uns,  
Und wie der Regen auch drischt,  
Das löchrige Blechdach zu putzen gewillt  
Mit Fetzen vom brausenden Gischt,  
Vergebens der Kummer vom Herzen uns  
Der Tage Ablagerung wischt.*

*Auch Blut kann es nicht waschen uns rein.  
Wir sind ein ganz anderer Schlag.  
Wir sprechen ganz anders und anderswie auch  
Das Haar auf dem Schädel uns lag.  
Nicht Gott, nicht Verstand, aber Eisen und Öl  
Und Kohle bracht' uns zutag'.*

*Der Urstoff hat uns erschaffen fürwahr,  
Und heiß und wild sich ergoß  
In die Gußform der grausen Gesellschaft er,  
Aus der unser Dasein entfloß,  
Daß für die Menschheit es kämpfe als  
Der ewigen Erde Genoß.*

*Nach Priestern, Soldaten und Bürgern die Sorg'  
Der Führung an uns geriet,  
Zu hüten getreu die Gesetze und fest,  
Zu stehen in Reih und Glied,  
Zu summen den Sinn der Menschheit dabei  
Wie eine Baßgeig' das Lied.*

*Seitdem sich entwickelt das Sonnensystem,  
Hat man bis jetzt nicht zerstört  
Von dem soviel, was uns ewig schien,  
Was zum Gewesnen gehört :  
In unsrer Behausung der Hunger noch herrscht,  
Brüllt Eifer und Siechtum röhrt.*

Ein Zukunftssieger wurde noch nie  
 Wie wir erniedrigt, gedrückt,  
 Noch keine anderen Rücken sahn  
 Die Sterne, gleich unsren gebückt!  
 Wir schlugen zu Boden den Blick und sahn  
 Der Erde Geheimnis entrückt.

Schaut, wie die teure Maschine rast  
 Aus aller Art und Weis'!  
 Die Dörfer rumpeln zusammen so leicht  
 Wie, Teich, dein dünnes Eis, —  
 Der Mörtel der Städte herunterrutscht,  
 Erdröhnt der Himmelkreis.

Wer bändigt sie? Der Gutsherr vielleicht?  
 Den Schäferhund, der beißt?  
 Mit ihr zusammen wuchsen wir auf.  
 Als Schwester sie sich erweist.  
 Ein folgsam Vieh! Na, gebt ihr Befehl!  
 Wir wissen, wie sie heißt.

Daß ihr vor ihr in die Kniee fällt,  
 Das sehn wir in kürzester Frist.  
 Ihr betet sie an, die immerhin doch  
 Nur euer Eigentum ist.  
 Doch fühlt sie zu dem gezogen sich bloß,  
 Aus dessen Händen sie frißt.

Mißtrauisch sind wir versammelt hier,  
 Wir, Kinder der Materie.  
 Hebt auf unsere Herzen! Und wer das tut,  
 Dem werden gehören sie.  
 Der voll von uns ist, nur der besitzt  
 Dazu die Energie.

Die Herzen empor! Zur Werkstatt eilt!  
 Ein Herz, so russig, so groß,  
 Gewahrte nur der, der die Sonne gesehn  
 Erstickt von Rauches Stoß,  
 Der beben in den Schächten gehört  
 Der Erde urtiefen Schoß!

Auf! Auf! Um die verteilte Erd'  
 Erbebt von unserem Hauch  
 Der Lattenzaun und schwankt so wie  
 Im Sturme der wackelnde Strauch.  
 Wir blasen ihn an! Das Herz empor!  
 Dort oben qualme der Rauch!

*Bis hell uns wird, was unser ist :  
Das ordnende, schöne Talent,  
Mit dem der Geist zur Kenntniss nimmt,  
Was Endlich-Unendlich sich nennt,  
Die zeugenden Kräfte draußen und drin,  
Was als Instinkte man kennt.*

*Am Rande der Stadt, da gellt das Lied.  
Der Dichter in klarer Sicht  
Gewahrt und gewahrt, wie flügelt der Ruß  
Herunter in weicher Schicht  
Und als Guano sich niedersetzt  
Beständig und dick und dicht.*

*Den Lippen des Dichters entklappert das Wort.  
Doch er, der gegebenen Welt  
Werkmeister, der jedem Zauber gebeut,  
Schaut wissend der Zukunft Feld.  
Den Einklang, den ihr dann draußen erschafft,  
Im Innern er — her ihn stellt.*

Übersetzt von Friedrich Lám

# SCHWEISS

ALEXANDER WEÖRES

*Ich habe dich gesehn  
als einen winzig kleinen Tropfen Pein zur Erde fallen,  
um aufzublühn und aufzugehen in dem Ein und Allen.*

*Ich habe dich gesehn,  
wo Feur und Eisen in den Hütten ihre Schlachten schlagen,  
von harten Armen tropfend in dem Ruß ein Bett dir graben.*

*Ich habe dich gesehn,  
wo sie die Sense in der Faust im Kampf ums Leben schreiten,  
auf Männerbrust ein glitzerndes Geschmeide dich verbreiten.*

*Ich habe dich gesehn  
in modrigen, von Aktenstaub erstickten Arbeitszellen  
ein Schimmerchen das dumpfe, schwüle Dunkel sanft erhellen.*

*Ich habe dich gesehn  
als schöne blasse Perlen sachte, sachte niederrollen,  
gleichwie an toter Träume Grabe der Entsagung Schollen.*

*Auch hab ich dich gesehn,  
wenn Abend kommt nach Tageslast viel Harm und Leid zu stillen,  
der Müdigkeit lebendgen Leib vor unserm Aug enthüllen.*

*Und hab dich dann gesehn,  
da junge Träume dürstend zu der Sonne aufwärts streben,  
wenn du sie drängst, wenn du sie lenkst, hei-ho, siegreiches Leben!*

Übersetzt von Nikolaus Balogh

# FEIERLICHE KONSTITUIERUNG DER ORTSGRUPPE DER UNGARISCH-DEUTSCHEN GESELLSCHAFT IN KOLOZSVÁR

Im Rahmen einer eindrucksvollen Feier wurde am 26. November in Kolozsvár die Zweigstelle der Ungarisch-Deutschen Gesellschaft gegründet. An der Gründungsfeier nahmen der Deutsche Gesandte Dietrich von Jagow, in Vertretung der ungarischen Regierung der Staatssekretär im Kultusministerium Dr. Johann Hankiss und der Leiter der Kulturabteilung im Außenministerium, Ministerialrat Dr. Elemér Radisics, Generalkonsul Geheimrat Starck, Generalkonsul Ström, Obergespan Dr. Edmund Inczédy-Joksmán, Vizegespan Dr. Franz Szász und Bürgermeister Dr. Tibor Keledy teil. Ferner waren die Führer der Kirche, Vertreter des Militärs und der Behörden sowie die Universitätsprofessoren, an der Spitze mit dem Rektor Dr. Ladislaus Buza, anwesend.

Der Präsident des Abgeordnetenhauses, Geheimrat Andreas von Tasnádi Nagy, eröffnete als Präsident der Ungarisch-Deutschen Gesellschaft die Versammlung. Er gab einen kurzen Überblick der vierjährigen Geschichte der Gesellschaft. Seit vier Jahren — führte er aus — sei die Lage noch schwieriger, ja drohender geworden; die Kriegssorgen, Opfer und Lasten haben sich in beträchtlichem Masse gesteigert. »Unsere Freundschaft aber änderte sich nicht; wir stehen mit treuem Herzen nebeneinander, unsere Gesellschaft arbeitet mit ihren Schwestergesellschaften im Reich in gesteigertem Tempo.« Schließlich gab er seiner Freude Ausdruck, daß er dem Ansuchen der Freunde der deutsch-ungarischen Zusammenarbeit in Kolozsvár Folge leisten und die Ortsgruppe ins Leben rufen konnte, und schloß seine Rede mit einer herzlichen Begrüßung der Anwesenden, vor allem des Deutschen Gesandten Dietrich von Jagow.

Nach der Eröffnungssrede gab Oberregierungsrat, Universitätsprofessor Dr. Alexander von Kibédi Varga, Generalsekretär der Ungarisch-Deutschen Gesellschaft, einen großzügigen umfassenden Bericht über Ziele, bisherige Tätigkeit und künftige Aufgaben der Gesellschaft. Eingehend legte er dar, welche Mittel und Wege der Gesellschaft zur Pflege und Vertiefung der kulturellen Zusammenarbeit zwischen Deutschland und Ungarn zur Verfügung ständen und mit stolzer Freude durfte er auf die bereits erzielten schönen Ergebnisse hinweisen.

Sodann hielt der Herausgeber dieser Zeitschrift einen Vortrag über die »Ausstrahlungen ungarischer Geistigkeit in der deutschen Kultur«. Er wies auf einige Aufgaben hin, die in der Erforschung der deutsch-ungarischen geistigen Begegnungen noch einer Lösung harren, die das gegenseitige Verständnis wirksam festigen und vertiefen kann. Wichtig wäre — hieß es in seinem Vortrag — vor allem der sachliche Hinweis darauf, daß das ungarische Volk seinem großen westlichen Nachbarn oft nicht nur als Empfänger, sondern auch als Geber gegenüberstand. Gewiß wandte sich die Wissenschaft den kulturellen Ausstrahlungen des Ungarertums im deutschen Bereich erst in neuester Zeit zu; allein schon aus dem bisher erschlossenen Material ergeben sich beachtenswerte Er-

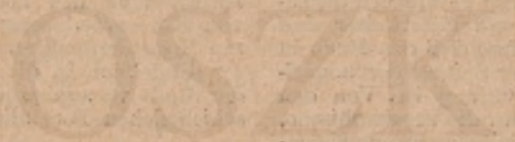
kenntnisse, die durch die weitere Forschung freilich manche Ergänzung und Vertiefung erfahren sollen. Der Redner versuchte sodann, diese Ausstrahlungen an einigen Beispielen anzudeuten, die er vier verschiedenen Teilgebieten des kulturellen Lebens entnahm. Sie betrafen den Anteil ungarischer Bildkünstler an der Entwicklung der spätmittelalterlichen Baukunst, Malerei und Goldschmiedekunst in Deutschland, die Mitwirkung ungarischer Wissenschaftler an der Arbeit der Universität Göttingen gegen Ende des 18. Jahrhunderts, das Eindringen ungarischer Musikbestände in die deutsche Musik, und die Anregungen, die die deutsche Dichtung durch die ungarische von Lenau bis Nietzsche empfing. »Allein — betonte der Vortragende zum Schluß — die Arbeit in dieser Richtung soll erst beginnen; erst wenn Einzeldarstellungen über die verschiedenen Teilgebiete der Wissenschaft und Kunst vorliegen, wird die richtige Erkenntnis von Wert und Bedeutung ungarischer Kulturleistungen für das Deutschtum möglich sein. Indessen darf schon jetzt so viel gesagt werden, daß die sachgereue Erforschung dieser Kulturleistungen auch die innere Gesetzmäßigkeit der geistigen Begegnungen zwischen Deutschtum und Ungartum schärfer beleuchten wird. Sie zeigen uns letzten Endes den Verlauf eines dialektischen Prozesses in Hegelschem Sinne, der über These und Antithese einer Synthese zustrebt. Wir sind mit ehrlichem Willen um eine Synthese bemüht, und es ist für uns eine wahre Freude, daß wir auch auf deutscher Seite immer mehr gleichen Tendenzen begegnen. Möge auch die heute gegründete Ortsgruppe der Ungarisch-Deutschen Gesellschaft wirksam und erfolgreich an dieser Synthese mitarbeiten!«

Nach dem Vortrag wurde die Leitung der Ortsgruppe gewählt. Im Sinne der Statuten der Gesellschaft ernannte Präsident Andreas von *Tasnádi Nagy* den Vizegespan Dr. Franz *Szász* zum Präsidenten der Ortsgruppe; zu Mitpräsidenten wurden gewählt: öffentlicher Notar Dr. Desider *Schilling* und Universitätsprofessor vitéz Dr. Ludwig von *Kibédi Varga*, zum Sekretär Dr. Ludwig *Vargha*, zum Kontrollor Dr. Andreas *Kedves*; Mitglieder des Ausschusses wurden: Dr. Graf Georg *Bethlen*, Dr. Edmund *Inczédy-Joksman*, Dr. Tibor *Keledy*, Dr. Wilhelm *Balogh*, Dr. Ludwig *Vékás*, Dr. Ladislaus *Buza*, Dr. Graf Béla *Teleki*, Dr. Georg *Kristóf*, Albert *Beck*, und Gyula *Deák*. Zu Mitgliedern des Rechnungsausschusses wurden gewählt: Bartholomäus *Bodor*, vitéz Dr. Ladislaus *Nagy*, Andreas *László*, Ludwig *Katona* und Dr. Tibor *Baráth*.

Nach der Wahl ergriff der Budapester deutsche Gesandte Dietrich von *Jagow* das Wort. Er dankte für die Einladung und sprach seine Freude darüber aus, daß die Ungarisch-Deutsche Gesellschaft ihre Aufgaben, die in der Pflege der ungarisch-deutschen Freundschaft bestehen, in der Tat erfülle. Die Pflege der alten Beziehungen und der Freundschaft zwischen beiden Völkern seien Tatsachen, zu denen wir uns zu jeder Zeit bekennen müssen, um so mehr, als sie nicht auf äußeren Interessen, sondern auf einer Schicksalsgemeinschaft beruhen. Sie haben heute eine gesteigerte Bedeutung, da Deutschland in einem schweren Kampf stehe. Deutschland führe einen Kampf um seine Existenz, zugleich aber auch für Europa, die europäische Vergangenheit und die Zukunft der europäischen Kultur. Was der deutsche Soldat draußen an der Front leiste, werde erst die Geschichte in geeigneter Weise würdigen können; wir können aber davon überzeugt sein, daß er nicht nur Widerstand leiste, sondern die Waffen aus der Hand der Feinde schlagen und Sieger auf dem Schlachtfeld bleiben werde.

Deutschland stehe heute in einer festeren Einheit da, als je zuvor, und kämpfe mit aller Kraft an der inneren Front gegen den Nervenkrieg. Die Heimat müsse arbeiten und dem Nervenkrieg widerstehen. Die Freundschaft zu Deutschland möge sich bei unseren ungarischen Freunden auch im Glauben an den deutschen Sieg zeigen, der unser gemeinsames Schicksal entscheidet.

Nach der Rede des deutschen Gesandten sprach Staatssekretär Dr. Johann *Hankiss*. Er wies vor den deutschen Gästen auf die außerordentliche Bedeutung hin, die Siebenbürgen im ungarischen Leben und im ungarischen Geist besitze. Er stellte fest, daß das Ungartum Siebenbürgens dem Stab Tannhäusers gleiche, der, vom Baum abgeschnitten, von selbst Blüten treibe. Der Leiter der kulturellen Abteilung des Außenministeriums, Ministerialrat Dr. Elemér *Radisics*, überbrachte die Grüße des Außenministers an die neue Zweigstelle der Ungarisch-Deutschen Gesellschaft. Schließlich wurden die Depeschen verlesen, die aus der konstituierenden Versammlung an Außenminister Eugen von *Ghyczy*, Kultusminister Eugen von *Szinyei Merse*, Reichsaußenminister von *Ribbentrop*, die Präsidenten der Deutsch-Ungarischen Gesellschaft und an Feldmarschall *Mackensen*, den Schirmherrn der Deutsch-Ungarischen Gesellschaft in Berlin gerichtet wurden.



# BÜCHERSCHAU

UNGARN ZWISCHEN DEM OSTEN UND WESTEN (*La Hongrie entre l'Orient et l'Occident*). Hachette & Cie, Paris—Clermont—Ferrand, 1944. 314 S. Mit Abbildungen und Karten.

Ungarn liegt in Zentraleuropa zwischen Osten und Westen, und diese Lage drückt jeder Lebensäußerung des Ungartums ein unverkennbares Gepräge auf. Im Laufe ihrer tausendjährigen Geschichte empfing die ungarische Nation in gleicher Weise Kultureinflüsse von Osten und Westen, die sie jedoch durch die Kraft ihrer geschichtlichen Sendung in einer eigenartigen Synthese zu ungarisch-nationalen Kulturgütern umschuf. Der vorliegende Band versucht diese eigenartige Schlüsselstellung des Ungartums im Rahmen von 14 Studien darzustellen; Auswahl und Mitarbeiter sind so glücklich getroffen, daß das Buch in der Tat ein getreuer Spiegel der ungarischen Kulturentwicklung ist. Von den vorzüglichen Studien, die geographische, geschichtliche, religiöse, sprachwissenschaftliche und künstlerische Probleme behandeln, heben wir vor allem die Beiträge von Graf Albert Apponyi über ungarischen Nationalismus und von Michael Babits über ungarische Dichtung hervor. Der Verlag Hachette, der den Kundgebungen ungarischer Geistigkeit stets mit warmem Verständnis gegenüberstand, leistete auch diesmal einwandfreie Arbeit, so daß der Band auch in seiner Ausstattung, seinen Bildern und Karten des hochwertigen Inhaltes würdig ist.

KOLOZSVÁR-KOLOZSVÁR. Tausend Jahre einer ungarischen Stadt. Von *Ladislav Makkai* und *Emil Vásárhelyi*. Danubia-Verlag, Budapest—Leipzig—Milano, o. J. 170 S. Mit Abbildungen.

Die Darstellung ungarischer Städte in Monographien dient einem doppelten Zweck. Einerseits zeigt sie im Rahmen der gemeinungarischen geschichtlichen Entwicklung die Ausbildung der besonderen Züge der partikulären Kultur, andererseits — und dies vor allem dürfte den ausländischen Leser interessieren — widerlegt sie die weit verbreitete irrümliche Auffassung, nach der die ungarische

Stadtkultur rückständig sei, und sofern sie auch eine Entwicklung zeige, diese bloß als Verdienst der nichtungarischen Staatsbürger Ungarns zu verzeichnen wäre. Vorliegendes Werk zeigt den Querschnitt der Entwicklung einer völlig ungarischen Stadt. Der Textteil gliedert Kolozsvár einerseits in den Gang der ungarischen Geschichte ein, andererseits bestimmt er die Stellung der Stadt in der Gesamtheit der ungarisch-nationalen Kultur, woran sich ungarisch die Schilderung der Kunstdenkmäler von Kolozsvár anschließt. Die Brauchbarkeit und der Quellenwert der Studien wird durch die ausführliche und weitgehende Dokumentation hinreichend gewährleistet. Das reiche Bildermaterial zeigt zunächst die Entwicklung des heutigen Stadtbildes von Kolozsvár, sodann die bedeutendsten Kunstdenkmäler, und führt den Leser schließlich in die Kenntnis der mit der Stadt verwachsenen ungarischen geschichtlichen Persönlichkeiten ein.

EINFÜHRUNG IN DIE PHILOSOPHIE. (*Bevezetés a filozófiába*). Von *Ákos v. Pauler*. 5. Aufl. Danubia, Budapest 300 S.

Die Neuauflage des auch in deutscher Fassung bekannten grundlegenden Werkes von dem bedeutendsten ungarischen Philosophen, dem vor wenigen Jahren verstorbenen Ákos von Pauler, zeugt von der erfreulichen Zunahme des Interesses für philosophische Studien in Ungarn, und ist daher aufs wärmste zu begrüßen. Der Verlag Danubia ließ den bereits klassisch gewordenen Text unberührt, und sorgte nur für eine gefällige, dem Inhalt stilgemäße Ausstattung. Über das Werk selbst kann in dieser Anzeige kaum etwas gesagt werden: auch der kundige deutsche Leser kennt gewiß das im objektiven Idealismus wurzelnde Gedankensystem Paulers, das dieser unter dem bescheidenen Namen »Einführung« zusammenfaßte, und das durch seine edle Klarheit und Überzeugungskraft heute ebenso lebendig wirkt, wie in den zwanziger Jahren, als die erste Auflage erschien. Gewiß wird das Werk auch in der vorliegenden Form seinen großen, empfänglichen Leserkreis finden.

**DIE MÖVE** (*Sirály*). Roman von *Alexander Márai*. Révai-Verlag, Budapest, o. J. (1943), 222 S.

Der neue Roman des bekannten Erzählers führt den Leser in die erregte Atmosphäre des Krieges von heute. Ein Mann, der ein Geheimnis verwahrt, der Vertraute des Ministers, begegnet an einem Vormittag einer seltsamen Frau, die ihm zum Verhängnis wird. Sie ist die Doppelgängerin einer anderen Frau, die der Mann liebte und die sich auf geheimnisvolle Weise das Leben nahm. In rasendem Tempo, in einer einzigen Nacht, spielt sich das Drama ab. Der Mann führt die unbekannt Frau in die Oper, dann in seine Wohnung, nicht in der Sucht nach einem Liebensabenteuer, sondern um in einem gewaltigen und spannungsvollen Dialog die großen Fragen des Lebens und des Schicksals, ihre besonderen Wege, die doch mit unwiderstehlicher Macht einander zustreben, zu klären. Der Mann weiß um das entscheidende Geheimnis, von dem der Ausgang des Krieges abhängt; die Frau aber will ihm dieses Geheimnis entlocken und schließlich entlockt sie es ihm auch, als es keinen Wert mehr für sie hat, da sich ihr Leben bereits über dieses Geheimnis, die Ereignisse und das Schicksal von Ländern erhob. Die Frau hat einen fremden Namen; sie kam aus dem Norden, wie die Vögel der Donau, die Möwen; ihr Name könnte etwa als »einzige Welle« gedeutet werden. Es ist ein symbolischer Name; er bedeutet die einzige Welle, die unser Leben in einem einzigartigen Augenblick über Träume und Leidenschaften erfaßt und in die Höhe hebt. Im Hintergrund des Geschehens tauchen geheimnisvolle Spionengestalten auf, die ein anderes Drama ahnen lassen, und beide Fäden werden durch die überlegene Kunst des Verfassers zu einem fesselnden, spannungsvollen Meisterwerk verwoben.

**DER KATECHISMUS VON STEFAN FOGARASI**. Ein Kapitel aus der Kulturgeschichte des Rumänentums im Banat und im Komitat Hunyad (*Fogarasi István kátéja*. Fejezet a bászági és hunyadmegyei ruménség művelődéstörténetéből). Herausgegeben von *Ludwig Tamás*. Siebenbürger Wissenschaftliches Institut, Kolozsvár, 1942. 137 S.

In den letzten Jahren gelangten erfreulicherweise in zunehmender Anzahl Studien vor die Öffentlichkeit, die Entstehung und Entwicklung des rumänischen

Protestantismus in Siebenbürgen erhellten. Indessen wurde die philologische Behandlung der einschlägigen Probleme neben der kirchen- und kulturgeschichtlichen Bearbeitung bisher nur in geringem Maße in Angriff genommen. Die gründliche Untersuchung der alten rumänischen Texte protestantischen Charakters sowohl vom Blickpunkt des Wortschatzes, als auch von dem des Stils aus läßt — abgesehen von einigen vereinzelten Versuchen und allgemeinen Synthesen (Densuşianu, Rosetti u. a. m.) — noch immer auf sich warten. Umso lebhafter begrüßen wir die vorzügliche Textausgabe von *Ludwig Tamás*, die den 1648 in Druck erschienenen, aber nur in einem einzigen Exemplar erhaltenen Katechismus des Lugoscher Predigers *Stefan Fogarasi* nicht nur zugänglich machte, sondern auch das Verhältnis des wertvollen Textes zu seinen Quellen klärte; der Herausgeber legte der Faksimile-Ausgabe eine gewissenhafte moderne Umschrift bei, und untersuchte den rumänischen Text selbst nicht nur in seinem Laut- und Formenbestand, sondern faßte dessen eigenartige Wörter auch in einem reichen Wörterverzeichnis zusammen. Aus diesem Wörterverzeichnis, das die kennzeichnenden Wendungen *Fogarasis* anderen Texten protestantischen Charakters, vor allem den bis heute handschriftlich gebliebenen Gesangbüchern und Psalmenübersetzungen gegenübergestellt, ergibt sich, daß der ungarisch gebildete Verfasser sich von dem Einfluß des als Vorbild und Quelle dienenden ungarischen Originals (des Heidelberger Katechismus in der ungarischen Ausgabe vom Jahre 1639 oder 1643) weder befreien konnte noch wollte. Viel mehr war er bestrebt, von dem eigenartigen Stil des ungarischen Textes angeregt, eine rumänische Schriftsprache zu bilden, die sich im wesentlichen auf die rumänischen Mundarten von Südsiebenbürgen und dem Banat stützte. Dieser Versuch stand in seiner Zeit keineswegs vereinzelt da: das erste Beispiel gaben dafür bereits 1682 die tüchtigen Übersetzer des Brooser Alttestaments (*Palia*) und auch die Arbeiter der erwähnten Gesangbücher betraten später denselben Weg. Neben dem Text der Bibel von *Gyulafehérvár* (1648) vertritt somit die Übersetzung *Fogarasis* einen anderen sprachschöpferischen Versuch, indem sie von dem auffallenden Reichtum ungarischer Lehnwörter und Lehnübersetzungen selbst in protestantischer Zeit zeugt.

## INHALT DES JANUARHEFTES 1944.

URSPRUNG DER UNGARISCHEN STÄDTE. Von <i>Rudolf Ruisz</i> ..	1
MARTIN GREIF UND UNGARN. Von <i>Friedrich Lám</i> .....	10
UNGARISCHE MUSIK IN DER EUROPÄISCHEN MUSIKGESCHICHTE. Von <i>Stefan Arató</i> .....	14
EIN VORLÄUFER DER ZEITSCHRIFT »UNGARN« AUS DER BIEDERMEIERZEIT. Von <i>Alexander Baumgarten</i> .....	20
DER CHRISTUSSCHNITZER. Erzählung von <i>Josef Nyirö</i> .....	26
BLEIGIessen. Skizze von <i>Alexander Márai</i> .....	32
GELBSUCHT. Erzählung von <i>Sigmund Móricz</i> .....	35
DEM STERN NACH. Gedicht von <i>Michael Babits</i> , übersetzt von Gyula Garzuly .....	37
BETLEHEM. Gedicht von <i>Gyula Juhász</i> , übersetzt von Árpád Guillaume .....	38
AM RANDE DER STADT. Gedicht von <i>Attila József</i> , übersetzt von Friedrich Lám .....	39
SCHWEISS. Gedicht von <i>Alexander Weöres</i> , übersetzt von Nikolaus Balogh .....	42
FEIERLICHE KONSTITUIERUNG DER ORTSGRUPPE DER UNGARISCH-DEUTSCHEN GESELLSCHAFT IN KOLOZSVÁR	43
BÜCHERSCHAU .....	46

### MITARBEITER DIESES HEFTES :

- Dr. *Rudolf Ruisz*, Sekretär des Ungarischen Städteverbandes, Budapest.  
 Dr. *Friedrich Lám*, Oberstudienrat-Direktor a. D., bekannter Zipser Heimatdichter und Übersetzer.  
*Stefan Arató*, Dirigent und Musikschriftsteller.  
 Dr. *Alexander Baumgarten*, Publizist.

### UNSERE DICHTER :

- Josef Nyirö*, führender Erzähler des siebenbürgischen Ungartums.  
*Alexander Márai*, bekannter Erzähler, Dramatiker und Publizist.  
*Michael Babits* (1889—1941), der bedeutendste Vertreter der reinen Kunst-  
 richtung in der neuen ungarischen Dichtung.  
*Gyula Juhász* (1883—1937), bedeutender impressionistischer Lyriker ;  
 Dichter der Stadt Szeged und des Ungarischen Tieflandes.  
*Attila József* (1905—1937), Lyriker der volkhafte-nationalen Richtung.  
 Dr. *Alexander Weöres*, Direktor der Stadtbibliothek in Pécs.

Verantwortlicher Schriftleiter und Herausgeber: Béla Pukánszky.

438378. — Athenaeum, Budapest. — Verantwortlich: Direktor Anton Kárpáti.

# DIE SCHRIFTENREIHE DER UNGARISCH-DEUTSCHEN GESELLSCHAFT

herausgegeben von kön. ung. Oberregierungsrat Generalsekretär Prof. *Alexander v. Kibédi Varga* bildet die natürliche Ergänzung unserer Zeitschrift im Sinne des Arbeitsprogramms der Gesellschaft. Während die Monatschrift UNGARN vor allem die Aufgabe hat, ungarisches Land und Volk der deutschen Öffentlichkeit zu erschliessen, soll die in ungarischer Sprache erscheinende SCHRIFTENREIHE das Gedankengut des neuen Deutschlands — zunächst durch die Veröffentlichung von Vorträgen führender deutscher Persönlichkeiten, die diese in der Ungarisch-Deutschen Gesellschaft hielten, — der breitesten Schicht ungarischer Leser vermitteln und dadurch an der ideellen Annäherung von Deutschland und Ungarntum fördernd und vertiefend mitwirken. Preis je P 1.—

## Bisher erschienene Hefte der SCHRIFTENREIHE :

1. *Darré, R. W.*: A Német Birodalom és a délkelet európai államok együttműködése a mezőgazdaság terén (Zusammenarbeit zwischen dem Reich und den südosteuropäischen Staaten auf landwirtschaftlichem Gebiet).

2. *Von Cochenhausen, F.*: Német katonai szellem a multban és jelenben Deutsches Soldatentum in der Geschichte und Gegenwart).

3. *Spranger, E.*: Kultúrák találkozásáról (Kulturen in Begegnung miteinander).

4. *Hóman, B.*: Német-magyar sorsközösség (Deutsch-ungarische Schicksalsgemeinschaft).

5. *Günther, H. R. G.*: A tehetségek kiválasztása (Menschenauslese).

6. *Freisler, R.*: Az új Európa jogrendje (Das Rechtsdenken des jungen Europa).

7. *Strölin, K.*: Lakásügy, városépítés és tájrendezés (Wohnungswesen, Städtebau und Raumordnung).

8. *Von Tschammer und Osten*: Testnevelés békében és háborúban (Leibesziehung in Krieg und Frieden).

9. *Schwerin von Krosigk L. gróf*: Háborús pénzügyi gazdálkodás (Kriegsfinanzierung).

10. *Storm, E.*: Az állam és a gazdaság (Staat und Wirtschaft).

11. *Pukánszky, B.*: Mozart.

12. *Hofmann, Fr.*: A széntől a mógumiig (Von der Kohle zum Kautschuk).

13. *Paikert, G.*: Ahogyan egy magyar a magyart látja (Wie ein Ungar den Ungarn sieht).

14. *Harmjanz, H.*: Közösség és kultúra (Gemeinschaft und Kultur).

15. *Löbner, W.*: A pályaválasztás irányítása és a szakmai nevelés a mai Németországban (Berufslenkung und Berufserziehung im gegenwärtigen Deutschland).

16. *Franz, E.*: U. S. A., Japán, Anglia (U. S. A., Japan, England).

17. *Von Jagow, D.*: A Führer rohamosztaga (SA des Führers).

18. *Freyer, H.*: Nagy Frigyes. Történelmi arckép (Friedrich der Große, ein historisches Portrait).

19. *Scheel, A. G.*: A német diákság (Das deutsche Studententum).

20. *Von Tasnádi Nagy A.*: A magyar alkotmány szelleme (Der Geist der ung. Verfassung).

## SIEBENBÜRGEN UND SEINE VÖLKER

Herausgegeben von Prof. *Elemér  
Mályusz*

322 Seiten Hbl. RM 9.80, P 14.—

## DIE UNGARISCHE MUSIK

Von *Zoltán Kodály* und *Dénes Bartha*

114 Seiten RM 4.50, P 6.—

## DAS UNGARISCHE VOLKSLIED

Von *Jenő Petneki*

37 Seiten RM 2.—

## SIEBENBÜRGEN — EIN BILDERBUCH

Farbbilder von *Michael Erdödi*  
Einleitung von *László Cs. Szabó*

118 Seiten RM 13.50, P 18.—

## SIEBENBÜRGEN IM AUFBAU DER UNGARISCHEN KULTUR

Von Prof. *László Gáldi*

101 Seiten RM 4.50, P 6.—

## UNGARN IM DONAURAUM

Mit einer Einleitung  
vom kgl. ung. Ministerpräsidenten  
*Nikolaus von Kállay*

158 Seiten RM 6.50, P 9.—

## UNGARISCHE SOZIALPOLITIK

Von *Dénes Bikkal*

101 Seiten RM 4.50, P 6.—

## UNGARISCHE STÄDTEBILDER

Mit einem Vorwort  
von Prof. *Johann Hankiss*

406 Seiten RM 16.50, P 28.—

## UNGARN UND DIE NACHBARVÖLKER

Mit einer Einleitung  
von Prof. *Gyula Miskolczy*

254 Seiten RM 12.—, P 18.—

## UNGARN IM KARPATENBECKEN

Von Prof. *Andreas Rónai*  
Im Erscheinen

## DEUTSCH-UNGARISCHE BEGEGNUNGEN

Herausgegeben  
von Prof. *Béla Pukánszky*  
222 Seiten RM 6.50, P 9.—

## DIE GESCHICHTE SIEBENBÜRGENS

Von Prof. *Jenő Horváth*  
209 Seiten RM 6.50, P 9.—

## KOLOZSVÁR — KLAUSENBURG

Herausgegeben von *Ladislav  
Makkai* und *Emil Vásárhelyi*  
170 Seiten RM 12.—, P 18.—

## UNGARISCHES SOLDATENTUM 896—194

Von *Árpád Markó*  
410 Seiten RM 17.—, P 24.—

## DIE NEUE RECHTSENTWICKLUNG IN UNGARN

Von *Georg Rác*  
83 Seiten RM 4.50, P 6.—

## DIE KLEINE ENTENTE

Von Prof. *Jenő Horváth*  
100 Seiten RM 4.50, P 6.—

VERLAG DANUBIA BUDAPEST—LEIPZIG—MILANO